

# **Solidarität – verlorenes Wort, gelebte Wirklichkeit?**

Impulse von der Initiative „Lesvos Solidarity“ für die  
Gerechtigkeitsarbeit unserer Kirche



Ankunft von Flüchtlingen in Sikamnia, Lesbos, Foto: U. Gniewoß

## **Reflexionen aus einer Studienzeit auf der Insel Lesbos**

Verfasserin:

Ute Gniewoß, Pfarrerin in der Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion,  
Fontanepromenade 9, 10967 Berlin

## <Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
2. Wer und was ist Lesvos Solidarity?.....	7
3. Solidarität – ein abgenutztes Wort?.....	10
4. Meditationen.....	14
4.1. Drop everything.....	14
4.2. Das Meer ist nicht mehr.....	18
4.3. Und plötzlich ist alles anders.....	21
5. Was ist Solidarität für dich?.....	25
5.1. Nasrullah erzählt .....	25
5.2. Interview mit Michael Startin.....	27
5.3. Interview mit Efi Latsoudi.....	30
6. Von Lesbos zur EKBO.....	34
6.1. Willkommenskultur.....	34
6.2. Gelebte Sprachenvielfalt.....	35
6.3. Wie brauchbar sind wir als solidarische Kirche?.....	37
7. Nachwort.....	42
8. Anhänge.....	42
8.1. Ein Wunder im Todesmeer.....	42
8.2. Briefe an SpenderInnen.....	44
9. Literaturverzeichnis.....	51

# 1. Einleitung

Im Jahr 2014 war ich zum ersten Mal auf der Insel Lesbos, um die Initiative „Das Dorf der alle zusammen“ kennen zu lernen. Durch jahrelange Kontakte nach Griechenland hatte ich ansatzweise mitbekommen, was die ökonomische Krise in Griechenland für viele GriechInnen bedeutete. Seit 2010 war das Leben in Griechenland durch die Schuldenkrise geprägt. Die griechische Regierung bat die EU um Hilfe. Im Gegenzug erwartete die EU, dass Griechenland Sozialleistungen, Renten und Gehälter kürzt, um die Staatsschulden zu senken. In allen Altersgruppen verloren Menschen ihre Arbeit - besonders betroffen waren und sind immer noch die 20 bis 40-Jährigen. Sie konnten ihre Wohnungen nicht mehr bezahlen, manche zogen zurück zu den Eltern. Ständig neue Gesetze und Steuerregelungen belasteten und waren von manchen kaum zu begreifen. Autos wurden stillgelegt, Krankenversicherungen wurden gekündigt und chronisch Kranke konnten ihre Medikamente nicht mehr finanzieren.

Ohne den Zusammenhalt der Familien, ohne Häuser in Eigentum und ohne Gärten und Olivenhaine wären die Folgen dieser Politik noch unerträglicher geworden. Politisch gab es in Griechenland und im europäischen Diskurs, abgesehen von den Auflagen der Troika, ein jahrelanges Gezerre, ob Griechenland nun zu Europa gehören will, soll und wird oder nicht. Das führte zu einer extremen Verunsicherung und Spaltungen in der griechischen Bevölkerung. Die rechte Partei „goldene Morgenröte“ wurde immer stärker und Rassismus nahm zu.

In dieser Situation hatte Griechenland damit umzugehen, dass es europäisches Ankunftsland für viele Flüchtlinge wurde. Nachdem der Fluchtweg über den Fluss Evros versperrt worden war, waren es vor allem Inseln, die in direkter Nähe zur Türkei liegen, die zum Fluchtpunkt wurden. Eine solche Insel ist Lesbos, die drittgrößte Insel Griechenlands, an der engsten Stelle ca. 8 Kilometer von der Türkei entfernt. Vom Spätsommer 2015 bis heute sind über eine halbe Million Flüchtlinge auf Lesbos angekommen, etwa 7000 (*die Zahl ändert sich ständig; im Sommer 2019 waren es allein in Moria an die 11000*) sind noch da.

Aufgrund der europaweit häufigen und kritischen Berichterstattung in den Medien, besonders über das Camp „Moria“ auf Lesbos, ist der Tourismus auf griechischen Inseln zurückgegangen, so extrem aber nur auf Lesbos. Zwischen 70 und 80% weniger Touristen kommen seit 2015 auf die Insel, was zu weiteren Verunsicherungen bzw. Existenznöten führt. Etwas anders sieht die Situation in der Hauptstadt Mytilini aus. Dort sind Geflüchtete auch Konsumenten und viele Vermieter verdienen an den ehrenamtlich und hauptamtlich Mitarbeitenden in den Flüchtlingscamps. Die genannten Einschnitte sind für Touristen fast nicht sichtbar. In der Hauptstadt Mytilini sind die Cafes voll und das Leben pulsiert bis spät in die Nacht. Welche Veränderungen und Herausforderungen Griechen und Griechinnen zu bewältigen hatten und haben, erfährt man fast nur direkt, wenn man InselbewohnerInnen besser kennen lernt, was allerdings bei Gästen selten der Fall ist.

Im Internet fand ich im Jahr 2013 ein Video über Papa Stratis, einen orthodoxen Priester auf Lesbos, der sehr klare, scharfe und barmherzige Worte fand für die Notwendigkeit, sich jetzt für die Flüchtlinge auf Lesbos zu engagieren. Ich erinnere mich an das tiefe Gefühl der Ermutigung, das für mich von diesem Videoeindruck ausging<sup>1</sup>. Er hatte eine Initiative gegründet, die viele Hundert Flüchtlinge mit dem Nötigsten versorgte. Er benutzte nicht die Begriffe „Flüchtlinge“ oder „Migranten“, sondern sprach von „Lebenssuchern.“



„Papa Stratis“, Quelle:

<http://www.ekathimerini.com/201128/article/ekathimerini/community/papa-stratis-priest-who-set-up-ngo-to-help-refugees-on-lesvos-dies>

Wenig später rief mich Hanns Thomä an, damals noch verantwortlich für die Flüchtlingsarbeit unserer Landeskirche: „Du liebst doch Griechenland so, willst du nicht mal nach Lesbos fahren und sehen, ob wir eine Gemeindepertnerschaft aufbauen können, ich habe da von einer tollen Initiative gehört, ich glaube, die können vielleicht Unterstützung für ihre Flüchtlingsarbeit gebrauchen.“ Ich recherchierte und fand über eine ebenfalls in der Flüchtlingsarbeit tätige griechische Freundin den Kontakt zu der Initiative „Das Dorf der alle zusammen“. Ich erfuhr zunächst, dass dies eine Initiative von GriechInnen sei, die sich für verarmte GriechInnen und für Flüchtlinge engagiere.

Außerdem hörte ich, dass sie ein eigenes Flüchtlingscamp betreiben und dies ausschließlich mit Spenden aus der Bevölkerung und Unterstützung von internationalen Freiwilligen tun. Meine Neugier war geweckt. Ich dachte: Das müssen tolle Leute sein,

---

<sup>1</sup> [www.youtube.com/watch?v=G+E-zflOkYA](http://www.youtube.com/watch?v=G+E-zflOkYA)

die in einer so schweren Situation im eigenen Land noch Hoffnung und Tatkraft für Geflüchtete haben - die möchte ich kennenlernen. Ich hatte also schon vor dem ersten direkten Kontakt den positiven Verdacht, dass ich dort vielleicht etwas lernen kann und dass ich auf eine gelebte Hoffnung stoße, die ich auch habe und die immer wieder genährt werden muss, die Hoffnung auf das Reich Gottes.

Freilich würden dort die wenigsten der Aktiven von der Hoffnung auf das Reich Gottes sprechen, nur wenige sind kirchlich bzw. christlich gebunden. Als ich am Ende meines ersten Aufenthalts eine der Organisatorinnen, Efi Latsoudi, fragte: „This work here is extremely challenging, what is your hope, that helps you to continue?“ antwortete sie: „My hope is, that the world doesn't have to stay as it is. My hope is, that justice is possible and can break through.“ Es ist eine andere Begrifflichkeit, aber ich bin davon überzeugt: es ist dieselbe Hoffnung.

Ich fuhr im Jahr 2014 zum ersten mal nach Lesbos und führte dort Gespräche mit Flüchtlingen und OrganisatorInnen. Es ging vor allem um Vertrauensbildung, denn schon damals waren die hier aktiven GriechInnen ziemlich verärgert über viele der westeuropäischen JournalistInnen und AktivistInnen, die für ein paar Tage kamen und alles besser wussten. Sie hatten eine Erfahrung gemacht, die ich aus meiner Gemeindegemeinschaft nach dem Mauerfall in der ehemaligen DDR nur allzu gut kannte: vermeintliche Spezialisten tauchen auf und erklären die Welt.

Ein Gespräch mit einem orthodoxen Priester erstarrte in flacher Höflichkeit – nach meinem Eindruck konnte er nicht damit umgehen, dass ich eine Frau und Pfarrerin bin. Die Idee einer Gemeindeparterschaft war damit beerdigt<sup>2</sup>. Am Ende des Aufenthalts entschied ich mich, in Deutschland, besonders in meiner Gemeinde und im Kirchenkreis für das Projekt „Das Dorf der alle zusammen“ (jetzt: Lesbos Solidarity) und seine finanzielle Unterstützung zu werben, weil ich es für ein außerordentlich gelungenes, lebendiges und Geflüchtete stärkendes Projekt halte.

Erfreulicherweise haben nicht nur Kirchengemeinden sondern auch der Kirchenkreis Oberes Havelland deutliche Unterstützung geleistet. Ähnliches versuche ich in meiner jetzigen Gemeinde Heilig Kreuz-Passion und dem Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte anzuregen.

Seitdem war ich jedes Jahr im September in meinem Urlaub als Freiwillige in dem Projekt und habe in Pikpa, dem Camp der Initiative, mitgearbeitet. Meistens reiste eine Kollegin und/oder Freundin mit – das war nicht nur schön, sondern entspricht meinem Interesse, möglichst viele Menschen mit der Arbeit der Initiative bekannt zu machen. Meine Aufgabe dort besteht vor allem darin, die BewohnerInnen mit Kleidung zu versorgen. Es gibt einen kleinen Laden, der ständig aufgeräumt und neu bestückt werden muss. Sonderwünsche bzw. Notwendigkeiten (z.B. Kleidung für Schwangere und Neugeborene oder für die besonderen Bedürfnisse Behinderter) versuchen wir zu erfüllen. Das kostenlose „Einkaufen“ im Laden geschieht über Termine, die mit den BewohnerInnen abgemacht werden. Sie sollen Zeit haben und etwas finden, was ihnen möglichst auch gefällt. Sie werden beraten und alles geschieht in einem wertschätzenden

---

<sup>2</sup> Der oben erwähnte Papa Stratis war schwer krank und starb 2015, daher kam er als Kontaktperson nicht in Frage.

und freundlichen Ton.

Gespendete Kleidung wird im geschlossenen Laden sortiert, fast nichts wird weggeworfen, da eine Upcycling-Initiative alles verwertet, was nicht angeboten werden kann. Dreckige Kleidung wird in der Wäscherei, die zum Camp gehört, gewaschen. Bei allen Aktivitäten werden BewohnerInnen einbezogen – das Gespräch mit ihnen ist genauso wichtig wie das Sortieren der Kleidung. Der Laden versorgt nicht nur die BewohnerInnen des Camps, sondern in vielen Notfällen auch andere Geflüchtete. Im Jahr 2019, als ich während meiner Studienzeit drei Monate bleiben konnte, habe ich auch noch Container sortiert, einmal in der Woche einen Kiosk betrieben und drei BewohnerInnen je drei Stunden Deutschunterricht pro Woche gegeben und ansonsten Aktivitäten unterstützt, die alle BewohnerInnen betrafen, (Fundraising, Feste etc.).

Wenn ich ehrlich Rechenschaft ablegen will über meine Motivation, dort mit zu arbeiten und möglichst viel Spendengelder aufzubringen, muss ich wohl am ehesten davon sprechen, dass es eine Form war und ist, meiner Seele Erleichterung zu verschaffen und neue Hoffnung für meine Arbeit Zuhause zu tanken.

Ich gehöre zu der Generation (1957 geboren), die ihren Eltern vorgehalten hat, dass sie nicht mutig genug waren während der Zeit des deutschen Faschismus. Mein Erwachsenwerden war von der Frage geprägt: Was wäre an Widerstand möglich gewesen? Was hätte ich getan? Warum spricht niemand in der Generation meines Vaters (1910 geboren) von Schuld, warum verstehen sich alle als Opfer? Wie hat sich die faschistische Prägung meiner Eltern in der Erziehung ihrer Kinder niedergeschlagen? Je älter ich wurde, desto unsicherer wurde ich mir in Bezug auf meinen eigenen Mut, wenn ich einmal mit einer ähnlichen Situation konfrontiert sein würde und umso mehr hatte ich den Verdacht, dass ich vielleicht gar nicht mitbekomme, wenn die Umstände meiner Zeit bzw. Gott mich nach meinem Tatbekenntnis fragen.

Nun liegt es mir wirklich fern, das Sortieren von Kleidung und Sammeln von Spenden als besonderes Bekenntnis zu sehen, aber was ich verstanden habe, ist dieses: was gerade in Europa in meiner - in unserer - Lebenszeit geschieht, das massenhafte, zugelassene Sterben von Tausenden von Flüchtlingen, ist ein Verbrechen. Es ist ein Verbrechen, das meine Generation zulässt und bisher nicht stoppt. Und auch die menschenunwürdige Unterbringung von Geflüchteten z.B. im Camp Moria auf Lesbos ist unerträglich.

Als ich im Sommer 2015 nach Lesbos kam, hatte ich 8000,-€ Spendengelder in bar bei mir. Als ich sie übergab, sagte mir die Organisatorin vor Ort: „Das ist ziemlich genau der Betrag, für den wir gestern eine riesige Kühltruhe gekauft haben. Wir wollen die geborgenen Leichen nicht begraben, bevor die DNS festgestellt ist, damit Angehörige in Zukunft eine Chance haben, zu erfahren, was mit ihren Liebsten passiert ist. Es gab keine Kühlmöglichkeit mehr auf der Insel.“



Bild von Bewohnerinnen an eine Wand in in Pikpa gemalt, Foto: U. Gniewoß

Die Arbeit mit und für Flüchtlinge in Deutschland ist genauso wichtig wie in Griechenland, aber die Bedingungen, unter denen die Arbeit in Griechenland geschieht, sind um einiges härter als in Deutschland. Insofern halte ich internationale Solidarität für geboten. Mein Beitrag dazu ist wirklich klein – und er hat eben abgesehen von der oben beschriebenen Motivationen das Ziel, die Arbeit dort finanziell und praktisch zu unterstützen.

Eine Organisatorin von Lesvos Solidarity sagte mir: „Es gibt zwei Sorten von Freiwilligen, die hier fehl am Platz sind, die einen sind die, die etwas für sich tun wollen, die alle möglichen Entbehrungen im eigenen Leben haben und dies in der Flüchtlingsarbeit kompensieren wollen, um sich selbst etwas Gutes zu tun. Und die anderen sind die, die alles für die Geflüchteten tun wollen, alles, um das sie von den Flüchtlingen gebeten werden. Beide Gruppen können ihr Gegenüber nicht ernst nehmen und sind nicht hilfreich.“ Mir leuchtete das sofort ein – ob und wie weit ich selbst in welche Falle getappt bin, kann ich schwer beurteilen.

## 2. Wer und was ist Lesvos Solidarity?

*Der folgende Abschnitt basiert auf der Selbstvorstellung der Initiative im Internet, die ich leicht gekürzt, an anderen Stellen ergänzt und ins Deutsche übersetzt habe.<sup>3</sup>*

<sup>3</sup> s. <https://www.lesvossolidarity.org/en/>

„Lesvos Solidarity“ wurde im Jahr 2016 formal als Nichtregierungsorganisation registriert, aber die Initiative existierte seit 2012. Damals bildete sie sich unter dem Namen „Das Dorf der alle zusammen“ als solidarisches Netzwerk in der ökonomischen Krise Griechenlands. Als zunehmend Flüchtlinge auf der Insel ankamen, fehlte es an angemessener Unterbringung und Unterstützung. Viele Flüchtlinge schliefen auf der Straße und in Parks. Die Initiative besetzte ein nicht mehr genutztes Kinderfreizeitzentrum Pikpa<sup>4</sup> und brachte dort Flüchtlinge unter.

Im Jahr 2014 wurden 600 Flüchtlinge pro Tag versorgt, obwohl die Kapazität des Geländes nur für 150 Menschen ausreicht. Auch verarmte GriechInnen wurden unterstützt. Die Gruppe half Mitgliedern der Kommune durch finanzielle Hilfen und die Versorgung mit Essen. Bis zu 3000 Mahlzeiten pro Tag wurden für Flüchtlinge auf der Insel verteilt. Pikpa war das erste offene und selbstorganisierte Flüchtlingscamp in Griechenland, das von GriechInnen aus der Zivilgesellschaft betrieben wird.

Die Verantwortlichen verstanden ihre Arbeit von Anfang an auch als politisches Statement gegen das Internieren von Flüchtlingen und für Inklusion und Integration der Geflüchteten in die lokale Gesellschaft. Die GründerInnen leben alle auf der Insel und konnten schnell auf die sich verändernden Bedingungen reagieren.

Seit 2015 werden vor allem besonders verletzbare Menschen aufgenommen, wie chronisch Kranke, Behinderte, LGBT Personen, Alte, Schwangere und Familien. Pikpa wurde in diesem Jahr der hohen Ankunftszahlen außerdem ein Durchgangsort für Ankommende und Weiterreisende, die hier Basishilfe erhielten.

Pikpa war der einzige Ort auf Lesbos, an dem sich auch um die Familien gekümmert wurde, die auf der Flucht durch Schiffbruch ihre Liebsten verloren hatten. Sie wurden begleitet und ihnen wurde geholfen bei der Identifikation der Leichen und einer würdevollen Beerdigung. Ebenfalls im Jahr 2015 wurde Pikpa ein Ort der Koordination vieler auch internationaler Freiwilliger und der Verteilung von Lebensmitteln, Schlafsäcken, Medikamenten und Hygieneartikeln. Auch medizinische Hilfe wurde geleistet.

Seitdem hat sich Pikpa entwickelt, die kleinen Häuser wurden repariert, weitere wurden gebaut und mit Kochmöglichkeiten ausgestattet, medizinische und psychologische Unterstützung wird vor Ort angeboten, sowie viele Aktivitäten und Griechisch- und Englischunterricht. Nach dem EU-Türkei Deal 2016 stieg die Zahl der Geflüchteten, die lange Zeit auf der Insel bleiben müssen, dramatisch an. Die Bedingungen der Arbeit änderten sich. Aus diesem Grund wurde das Unterstützungszentrum „Mosaik“ gegründet, und die Initiative wurde als „Lesvos Solidarity“ zu einer offiziellen Nichtregierungsorganisation. Auch wurde von den GründerInnen, die alle nicht bezahlte Freiwillige sind, Personal angestellt, um die Arbeit kontinuierlich leisten zu können.

---

<sup>4</sup> P.I.K.P.A. war eine Abteilung des griechischen Gesundheitssystems





Innenansicht eines Hauses, Foto: Knut Bry

Neben diesen Freiwilligen und Bezahlten arbeitet immer auch eine Gruppe internationaler und lokaler Freiwilliger im Camp mit. Die Freiwilligen kümmern sich mit den BewohnerInnen, denen es möglich ist, um folgende Aufgaben: Instandhaltung der Holzhäuser und Gebäude, Lebensmittelverteilung und Kochen, Verteilung von Kleidung, Wäscherei und Reinigung, Gärtnern, Kreative Angebote, Angebote für Kinder, Unterstützung in den zwei Kindergärten auf dem Gelände, Übersetzungsarbeiten, Sprachunterricht. Seit 2012 haben etwa 30 000 Menschen von Pikpa profitiert bzw. eine Weile dort gelebt.

Das im Jahr 2016 gegründete Unterstützungszentrum „Mosaik“ liegt mitten in der Altstadt und ist ein Treffpunkt für Geflüchtete, Einheimische und Freiwillige. Dort gibt es Sprachunterricht in Gruppen (griechisch, englisch, farsi, arabisch), Projekte für Kinder, Computerkurse, Gitarrenunterricht, Yoga, zwei Chöre, Workshops zu Menschenrechtsfragen, Poesie, Literatur, Kinoabende, Beratung zu Rechtsfragen und psychologische Hilfe. 800 Menschen aus 20 Ländern nutzen die Angebote regelmäßig. Im Jahr 2016 erhielt Efi Latsoudi, von Beginn an Mitglied der Initiative, den Nansen Award, die höchste Auszeichnung des UNHCR.

Unter der Überschrift „**Mission und Vision**“ heißt es in der Selbstvorstellung der Initiative:

- „Es ist unsere **Mission**, gemeinschaftsbasierte solidarische Räume zur Verfügung zu stellen.
- **Herberge und Unterstützung** gewähren einen würdevollen Empfang und Unterstützung für bedürftige Menschen, was medizinische, psycho-soziale und rechtliche Unterstützung einschließt.
- **Intergration** (*wollen wir*) voran bringen durch die Entwicklung von Fähigkeiten und Wissen, das Entwickeln von Arbeitsmöglichkeiten und Verknüpfungspunkte

mit der lokalen Gesellschaft.

- Wir stehen ein für eine inklusive Gesellschaft, die die **Menschenrechte** respektiert.
- Unsere **Vision** ist es, die Gesellschaft zu inspirieren und unser Solidaritätsmodell auszuweiten, das Gleichwertigkeit, Vertrauen, Gerechtigkeit, Respekt füreinander und für die Umwelt, Kreativität, Stärkung und aktive Teilhabe fördert.
- **Um unsere Arbeit fortsetzen zu können**, sind wir von Spenden und der Unterstützung von Freiwilligen aus der ganzen Welt abhängig“.



Freiwillige und BewohnerInnen in Pikpa Foto: Knut Bry

### 3. Solidarität – ein abgenutztes Wort?

Schon bei meinem ersten Besuch und auch in den nächsten Jahren fiel mir auf, dass der Begriff „Solidarität“ von den Verantwortlichen von Lesbos Solidarity oft benutzt wird - als Kampfbegriff nach außen z.B. gegen die europäische Flüchtlingspolitik, aber auch als Wort freundlicher Verständigung nach innen und mit Gleichgesinnten in vielen Ländern. Im deutschen Sprachgebrauch wird es meinem Eindruck nach in den letzten Jahrzehnten viel weniger genutzt, als z.B. vor 40 Jahren (wobei es freilich im Westen und im Osten Deutschlands eine verschiedene Geschichte hatte), wengleich es in kirchlichen

Publikationen der letzten Zeit wieder öfter zu finden ist.

In Deutschland wird mit dem Wort Solidarität heute als erstes „Arbeiterbewegung“, „Gewerkschaften“, „K-Gruppen“, „Demonstrationen“, „DDR und Sowjetunion“ – manchmal noch „Solidarnosc“ assoziiert. Als ich in den letzten Monaten Kollegen und Gemeindeglieder fragte, was ihnen zu dem Begriff „Solidarität“ einfallen, antworteten fast alle mit dem Refrain aus Brechts Solidaritätslied: „Vorwärts, und nicht vergessen, / worin uns're Stärke besteht! / Beim Hungern und beim Essen, / vorwärts und nicht vergessen / die Solidarität!“ Alle taten es mit einer Art Grinsen, das mir die Gebrochenheit, die Nicht-Übereinstimmung ihrer eigenen inneren Haltung zum Text deutlich werden ließ. Ich vermute, dass der Begriff im Westen vor allem durch das in vielen Augen unseriöse Auftreten von kommunistischen und antifaschistischen Gruppen und durch den Zusammenbruch der Systeme, die sich selbst als solidarisch bezeichnet haben, Diskreditierung erfahren hat. Im Osten erlebten viele Menschen eine verordnete Solidarität mit Menschen und Systemen, die ihnen vorgegeben wurde – und erlebten dies als Bevormundung.

Als ich in Griechenland dieses Wort so oft hörte, fragte ich mich, welches eigentlich das Wort sei, dass in unserem christlichen Sprachgebrauch dasselbe meint. Ich versuchte es mit „Liebe“, „Nächstenliebe“, „Güte“ und „Barmherzigkeit“. Ich war nicht zufrieden, denn all diese Begriffe haben zwar biblisch fraglos Aspekte von dem, was das Wort „Solidarität“ beinhaltet, aber die Assoziationen, die mit dem Gebrauch dieser christlichen Begriffe verbunden sind, meinen eher individuelle Begegnungen, Zwischenmenschlichkeit im privaten oder nahen Bereich. Häufig ist mit diesen Begriffen auch die Vorstellung einer asymmetrischen Beziehung verbunden: eine/r gibt und eine/r empfängt.

Das Wort „Solidarität“ und vor allem „internationale Solidarität“ impliziert, so verstand ich auf Lesbos - ob gemocht oder nicht - folgende Aspekte:

- einen globalen Horizont und
- eine daraus erwachsende politischen Analyse,
- das Definieren von lokalen Handlungsmöglichkeiten
- und die Aktivierung derselben,
- sowie eine Vision davon, wie die Erde und die politischen Verhältnisse auf ihr aussehen müssen, damit alle gut leben können.

Ich empfand „Solidarität“ plötzlich als ein Wort, das ich nicht verlieren, sondern eher im Gegenteil: an dessen Rehabilitierung ich mitwirken möchte. So machte ich mich auf die Suche danach, ob und wie dieser Begriff in der protestantischen Tradition auftaucht. Was ich fand, ist im Folgenden unvollständig und grob skizziert.

Zunächst spielte der Begriff „Solidarität“ fast keine Rolle. In der Weimarer Zeit ist es in der Kirche der Begriff „Gemeinschaft“, der Bestandteile dessen abdeckt, was wir heute

unter Solidarität verstehen.<sup>5</sup>

Mit dem Begriff der Gemeinschaft waren damals in unterschiedlicher Betonung folgende Kriterien verbunden: „ein enges, von Intimität geprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl von Menschen, was auf einer wechselseitigen, emotional oder traditional begründeten Zusammengehörigkeit mit entsprechenden Handlungsmustern beruht“.<sup>6</sup> Der Begriff der Gemeinschaft galt weitgehend als ein Gegenüber zu „Gesellschaft“, denn „Gesellschaft“ wurde mit Vereinzelung und Verrohung verbunden.

Der Begriff „Solidarität“ taucht zum ersten Mal 1947 in der Stuttgarter Schulderklärung auf. Dort heißt es: „Wir sind für diesen Besuch (*einer ökumenischen Delegation*) um so dankbarer, als wir uns mit unserem Volk nicht nur in einer grossen Gemeinschaft der Leiden wissen, sondern auch in einer Solidarität der Schuld.“<sup>7</sup>

Dieser weite, bei Niemöller an die eigene Verantwortung und „Kollektivschuld“ geknüpfte Begriff kommt für ihn aus dem „Hören auf die Christusbotschaft, die besagt, dass in dem Menschen Jesus Gott sich mit uns vorbehaltlos solidarisch erklärt.“<sup>8</sup>

Erst in den 70er Jahren fand der Begriff eine Weiterführung. Im Jahr 1975 hielt Helmut Gollwitzer seine Abschlussvorlesung und formulierte den Begriff Solidarität ausgehend von dem deutschen Wort „Gnade“, dem griechischen „Charis“ und besonders dem hebräischen „chesed“.<sup>9</sup> Er geht in Anlehnung an den israelischen Archäologen Nelson Glück davon aus, dass chesed nicht nur eine Gesinnung, sondern ein Verhalten meint, „und zwar nicht nur ein Verhalten von oben nach unten, sondern ebenso ein reziprokes Verhalten – ein Verhalten, das einer Verbundenheit, die es voraussetzt, gemäß ist.“<sup>10</sup> Das Bedeutungsspektrum des Begriffes chesed „umfaßt beschworene Loyalität (1. Mose 21,23; König Abimelech zu Abraham) wie Freundschaftstreue (2. Sam 9,1.3.7) wie auch unverpflichtete Huld (Esther 2,9.17). Die treffendste Übersetzung dürfte „Solidarität“ sein.“<sup>11</sup> Gollwitzer führt weiter aus: „Die einseitige chesed – sei es die des Schöpfers, sei es die des Bundesgottes, sei es die des vergebenden Versöhners – ruft aber immer nach der Reziprozität, ja, sie ist auf die Reziprozität, auf die chesed-Antwort des menschlichen Partners aus; diese ist der 'eigentliche Gegenstand des Bundes'; denn sie ist identisch mit dem guten und wahren Leben des Menschen.“<sup>12</sup>

In dieser Linie legte später z.B. auch Christl M. Maier den Begriff chesed in Anlehnung an J.Ebach aus: „...chesed – „Solidarität“ – ist, biblisch gesprochen, eine Haltung, die mehr als das Geforderte erweist, die sich an selbst erfahrene chesed erinnert und geschenkte Zuneigung erwidert. Solidarisch ist ein Handeln, das versöhnt in einer Situation des Streits und sich für die Benachteiligten einsetzt, für die, die in der

<sup>5</sup> Vgl. „Der Gemeinschaftsbegriff in der evangelischen Kirche und Theologie der Weimarer Zeit“ in: Traugott Jähnichen, Solidarität als Begriff der evangelischen Theologie und Sozialethik,..... S. 84ff

<sup>6</sup> a.a.O., 84

<sup>7</sup> <https://www.ekd.de/Stuttgarter-Schulderklärung-11298.htm>

<sup>8</sup> Martin Niemöller, Wege und Grenzen christlicher Solidarität, in: Ders., Reden 1945–1954, 212

<sup>9</sup> Gollwitzer, Helmut, „Befreiung zur Solidarität“, Einführung in die Evangelische Theologie, Kaiser-Verlag, München 1984

<sup>10</sup> a.a.O., 166

<sup>11</sup> a.a.O., 166

<sup>12</sup> a.a.O., 167

Gemeinschaft nicht mehr mithalten können. Solidarität stellt sich in einer Gemeinschaft nur ein, wenn das Wollen und Handeln aller auf Gegenseitigkeit und gemeinsame Teilhabe – wie es heute so oft heißt – ausgerichtet ist“<sup>13</sup>

Eher direkt politisch ausgerichtet, hat sich z.B. Günther Brakelmann mit dem Begriff der Solidarität auseinandergesetzt<sup>14</sup> Anknüpfend an den Begriff der Nächstenliebe sieht Brakelmann Solidarität als einen Lebensstil der Zukunft, der partikulare Interessen und eine in Klassen aufgeteilte Gesellschaft überwindet – ausgehend von der grundsätzlichen Gleichwertigkeit des Mitmenschen.

Die zitierten Ansätze, den Begriff der Solidarität biblisch zu begründen, haben gemeinsam, dass sie sich nicht mehr wie vor 1945 auf den Zusammenhalt einer bestimmten Gruppe beziehen, sondern universalistisch denken. Man könnte auch sagen, sie werden in einer letztlich globalen Perspektive formuliert.

In einer Auslegung der Seligpreisungen<sup>15</sup> hat F. Steffensky den Zusammenhang von Liebe, Gerechtigkeit und Solidarität in einer Weise beschrieben, die ermutigt, den Begriff Solidarität zu benutzen, weil er uns vor der Missachtung gesellschaftlicher Realitäten und Prozesse bewahrt. Solidarität führt uns mitten hinein in weltweite Konflikte und treibt uns an, diese nicht nur zu betrachten, sondern uns in ihnen als NachfolgerInnen Christi zu bewähren.

Er schreibt: „Gerechtigkeit ist strukturell gedachte Liebe; es ist nicht nur die personale Zuneigung des einen zum anderen. Die Liebe denkt nicht nur interpersonal, sondern sie lebt in der strukturellen Beachtung von Wirklichkeit. Sie ist untrennbar verbunden mit Gerechtigkeit, ihrem politischen Namen. Wenn diese Liebe langfristig ist und ihre politische Naivität abgeschüttelt hat, dann weiß sie, was der Markt und die Ökonomie den Menschen antun können. Diese öffentlich gewordene und an Öffentlichkeit interessierte Liebe verdient am ehesten den Namen Solidarität. Solidarität also ist die Haltung, die die Bedingungen und Strukturen des menschlichen Lebens bedenkt. Sie meint nicht nur einen einzelnen Menschen, sie denkt menschheitlich. Die Nächstenliebe meint eher den Hungernden, die geschändete Frau, das verlassene Kind, die in mein Blickfeld gekommen sind und die mich adoptiert haben, indem ich sie angesehen habe. Zwischen Nächstenliebe und Solidarität besteht ein Unterschied in der Pointierung, nicht aber im Wesen. Solidarität ohne Liebe in rein moralisch-politischer Mechanik wird leer. Liebe ohne Intelligenz, Liebe ohne den Blick für die Strukturen des Rechts und des Unrechts wird blind und hilflos.....“<sup>16</sup>

Solidarität ist für Christenmenschen also eine Haltung, in der Liebe menschheitlich gedacht wird, und ausgehend von der Zuwendung Gottes und unter Berücksichtigung

---

<sup>13</sup> Universitätsgottesdienst am 19. Januar 2014, Solidarität und Verantwortung, Predigt über Mi 6,8 von Prof. Dr. Christl M. Maier, 2, Quelle: <https://www.uni-marburg.de/de/fb05/data/data-universitaetsgottesdienste/predigt140119.pdf>.

<sup>14</sup> Günther Brakelmann, Abschied vom Unverbindlichen. Gedanken eines Christen zum demokratischen Sozialismus, Gütersloh 1976.

<sup>15</sup> F. Steffensky, Gewagter Glaube, Stuttgart 2012

<sup>16</sup> a.a.O., 85f.

machtpolitischer und ökonomischer Strukturen eine Zuwendung zu Benachteiligten gelebt wird, die in wechselseitiger Teilhabe und in der Orientierung an Gottes Verheißungen und Weisungen das gerechte und gute Leben aller zum Ziel hat.



Graffiti an der Küche in Pikpa, Foto: Knut Bry

## 4. Meditationen

### 4.1. Drop everything

Drop everything  
Let's embrace discomfort  
as others carry on  
We take the other path.

Lass alles fallen  
Lasst uns die Unbequemlichkeit umarmen  
Während andere weiterziehen  
nehmen wir den anderen Weg.

Dieser Text steht außen an der Wand der Küche in Pikpa. Niemand weiß so ganz genau, wie er dahin gekommen ist, aber er steht da seit Jahren. Ich habe ihn immer als ein Bekenntnis gelesen, ein Bekenntnis von Freiwilligen und Mitarbeitenden in Pikpa, die wissen, was sie tun.

## **Lass alles fallen**

Es gibt Situationen, in denen wir alles fallen lassen, z.B. wenn ein Kind geboren wird, ein naher Angehöriger oder Freund ins Krankenhaus kommt oder stirbt. Manchmal lassen wir nach einem längeren Prozess alles fallen, wenn wir uns operieren lassen müssen oder ein Stellenwechsel vollzogen wird, wenn ein Sabbatjahr dran ist oder eine Liebesbeziehung zu Ende gegangen ist. Wir lassen alles fallen, weil jetzt etwas anderes wichtiger ist, wichtiger als alles, was wir so jeden Tag tun.

Aber hier ist noch ein anderes Fallenlassen gemeint: Gib deinen Alltag auf, gib dein bisheriges Leben auf, deine Arbeit, dein Zuhause, deine Sicherheiten, deine Selbstverständlichkeiten. Mach damit Schluss. Jetzt.

Aber wer kann das schon? Und warum sollte man alles fallen lassen? Manche Jünger konnten es. Jesus kam, rief sie und sie gingen mit ihm. Matthäus am Zoll hörte: „Folge mir! Und er stand auf und folgte ihm“. (Mt 9,9f.). Simon und Andreas hörten noch eine Begründung: „Folgt mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen. Sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach“ (Mt 4,18ff.) Viel später fragte Petrus einmal: „...wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür gegeben?“ Jesus verspricht ihnen das Mitregieren bei der Wiedergeburt und hundertfache Beziehungen und Besitz für die, die Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Kinder oder Acker verlassen haben. (Mt 19,27ff.) Die Jünger ließen alles fallen – sogar die Beerdigung eines Vaters oder die Verabschiedung von Angehörigen sollte nicht stattfinden (vgl. Lk 9,69ff.)

Was motivierte sie? Ich kann mir nur eine doppelte Begründung vorstellen: Zum einen müssen sie Jesus als Heilsbringer erlebt haben. Sie müssen für sich gesehen haben, dass sie im Miteinander mit ihm auf dem Weg ins Reich Gottes sind, dass sich ihre Hoffnung auf ein Leben in Fülle und Gerechtigkeit erfüllen wird. Zum anderen müssen die Verhältnisse, in denen sie gelebt haben, für sie quälend gewesen sein. Die römische Vorherrschaft mit ihren vielen Drangsalierungen, vielleicht auch die Aussichtslosigkeit ihrer bisherigen Versuche damit klar zu kommen, sind wahrscheinlich der Hintergrund gewesen, auf dem sie der Ruf Jesu traf.

In dem Spruch an der Wand in Pikpa ist von Jesus nicht die Rede. Kein Heilsbringer ruft und keine Vision wird benannt. Nur implizit wird deutlich, dass es Verhältnisse und Situationen gibt, in denen man alles fallen lassen soll und sich gänzlich umorientieren muss. Für die Mitarbeitenden hier ist es die Situation der Geflüchteten, die dazu führte, dass sie alles fallen ließen. Sicher, bei manchen passte es gut. Sie kommen nach einem Studium, sind in einer Orientierungsphase und können mal zwei Monate etwas anderes machen. Aber einige haben ihren Beruf und oft auch ihre Wohnung aufgegeben, um hier zu arbeiten ohne Geld zu verdienen – im Gegenteil, sie müssen das Geld vorher aufbringen, um sich hier ernähren zu können.

In einem Herbst lerne ich eine Regisseurin aus den Niederlanden kennen. Sie arbeitete als Freiwillige und hatte dafür zu Hause eine Auszeit organisiert. Nun im Oktober wollte sie eigentlich zurückgehen, Wohnung und Arbeitsstelle warteten auf sie. Aber sie bekam mit, dass in den kalten Monaten nicht genug Freiwillige im Camp sein werden. Und sie entschied zu bleiben, auch wenn sie ihre Arbeitsstelle dadurch vielleicht verliert. „Wovon

wirst du leben?“, habe ich sie gefragt. „Ich schreibe über alles hier einen Blog, ich bin gut vernetzt und habe meine Entscheidung vor drei Tagen dort mitgeteilt und darum gebeten, dass meine Freundinnen und Bekannte mich unterstützen. 1500,-€ habe ich schon zusammenbekommen, das reicht erst mal für eine Weile.“

Bei meinem jetzigen Aufenthalt lerne ich Sebastian kennen. Zu Hause ist er mit Schlips und Anzug unterwegs und berät Banken in Bezug auf europäische Regularien, die sie zu beachten haben. Als er sich im Kreis der Freiwilligen verabschiedet, sagt er: „Ich habe hier im Kontakt mit den Geflüchteten noch einmal neu verstanden, was eigentlich Menschlichkeit bedeutet. Ich gehe zurück, aber ich bin ein anderer und werde nach einer anderen Arbeit suchen.“

Es ist nicht Jesus, der hier so manche und manchen alles fallen lassen lässt, aber es ist ihr Gespür dafür, dass ihr Leben sonst nicht stimmt, dass sie gerufen sind, sich in einer schwierigen Situation den Nöten anderer Menschen zur Verfügung zu stellen, ohne Wenn und Aber. So lerne ich hier als gut abgesicherte Pfarrerin Respekt gegenüber Menschen, die ins Ungewisse aufbrechen. Und ich frage mich: Warum erlebe ich bei mir und anderen so selten, dass Berufung zu radikalen Neuorientierungen führt? Warum sind Sabbat- und Studienzeiten so selten in unserer Kirche und Gesellschaft und werden meist mit einem schlechten Gewissen gegenüber den Zurückgelassenen angetreten?

Außerdem wird mir klar, dass die Nähe zu den Geflüchteten die Mitarbeitenden prägt. Auch wer sich in einer Kirchengemeinde zwei Mal in der Woche mit Geflüchteten trifft und z.B. mit ihnen deutsch lernt oder sie zu Ämtern oder in einem Kirchenasyl begleitet, verändert sich. Wer sechs Stunden am Tag mit ihnen verbringt, sie am Sonntag im Gottesdienst trifft oder abends mit ihnen feiert, verändert sich mehr. Zugelassene menschliche Nähe verändert, eröffnet neues Sehen.

Da bleiben immer auch Grenzen, denn meine Situation ist nicht die Situation meines Gegenübers. Wir unterscheiden uns in Vielem, sie können sich nicht frei in Europa bewegen, haben ganz schlechte Aussichten, Arbeit zu finden, sprechen eine andere Sprache und sind in einer anderen Kultur zu Hause. Aber wenn die Kinder Socken brauchen, brauchen sie Socken. Und wenn es mit dem Ehemann Krach gibt, muss frau mal drüber reden können. Und tanzen tut gut und mein Vater ist krank und mein Brot schmeckt wirklich lecker und möge Gott es geben, dass ich meine Familie wieder sehe und es ihnen gut geht. Inshallah, so Gott will. Und: „Teacher, come and have a tea with me.“ Es gibt Nähe und sie verändert beide Seiten. Der einen schenkt sie ein bisschen mehr Vertrauen ins Leben zurück und der anderen ein bisschen mehr Demut.

### **Lasst uns die Unbequemlichkeit umarmen**

Niemand will unbequem leben und schon gar nicht die Unbequemlichkeit umarmen. Dieser kurze Vers markiert, dass hier nicht Naivität oder eine romantische Sicht auf Flüchtlinge das Tun bestimmt, sondern eine sehr realistische Sicht, die auch mit Neuanfängen verbunden ist. Wer wirklich neu aufbricht, ist mit Unsicherheiten konfrontiert. Und das ist nicht schön, sondern anstrengend.

### **Während andere weiterziehen, nehmen wir den anderen Weg.**

„Path“, das ist im Englischen ein eher schmaler Weg. Die anderen sind Mainstream, da ist



der Weg breit - wir gehen auf einem schmalen Weg. Die anderen leben ihr Leben wie bisher, they carry on, mit regelmäßigem Gehalt, Sommerurlaub, Hobby, und überhaupt: „Man muss sich ja mal was gönnen“. Wir gehen ins Ungewisse. In den Monaten meines Hierseins zeigte sich einmal mehr, dass Lesvos Solidarity immer wieder neue Wege finden muss. Aus einer kleinen Initiative ist eine Organisation geworden. Strukturell ist das nicht genug bedacht worden. Relativ plötzlich sind die Spendenzuflüsse dramatisch eingebrochen. Die Verantwortlichen hetzen von einem Treffen zum nächsten. Strukturtreffen, Fundraising, Anträge, Emails, Sitzungen, Supervision, Konfliktlösungen, Überforderung, Ermüdung. Manche Angestellte gehen, viele verzichten auf ihre Gehälter, damit es weitergeht. „We love, what we do.“ Wir stehen für die Sache. Wir stehen für die Vision von einem menschlichen und würdevollen Umgang mit Flüchtlingen. Dafür überwinden wir die Scham, unsere Familien zu bitten, uns eine Weile durch zu tragen. Ende offen.

Wie immer bei Lesvos Solidarity, denn mehrmals drohte die Schließung des Camps und es gab bereits große Krisen, die bewältigt werden mussten. Wie im letzten Jahr, als von einem auf den anderen Tag 380 Menschen zusätzlich aus Moria aufgenommen wurden, weil es dort zu Übergriffen, Revolten und Hassausbrüchen gekommen war. Einige Wochen waren die zusätzlichen Gäste im Camp. Jeder Tag war voll mit Konfliktlösungen, Notfallplänen und einem oft gestöhnten „Ich kann nicht mehr.“ Nichts von Idylle. Harte Realität auf einer Insel, auf der Flüchtlinge in der Falle sitzen, im Osten die Abschiebung in die Türkei, die bereits 3,5 Millionen Flüchtlinge aufgenommen hat und im Hafen die Fähre nach Europa, für die kein Flüchtling ein Ticket bekommt, wenn er nicht die richtigen Papiere hat. Und dazwischen viele verunsicherte und traumatisierte Flüchtlinge und Menschen, die sich entschieden haben, den anderen Weg zu nehmen, den schmalen. Mir drängt sich der Satz in den Kopf: „Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden.“ (Mt 7,14)

Aber der Spruch an der Wand in Pikpa lässt sich auch noch ganz anders lesen – nämlich als eine Erfahrung der Geflüchteten. Jeder und jede von ihnen hat diesen Moment erlebt, in dem sie alles fallen ließen und sich auf einen unbequemen Weg machten. Da hatten sie bereits zu verkraften, dass nahe Angehörige ermordet oder an Krankheiten gestorben waren. Da hatten sie oft schon viele Gespräche in den Familien hinter sich, manchmal lange Zeiten des Versteckt Seins. Sie gaben alles auf. Manche rannten weg, konnten kaum etwas mitnehmen, andere planten ihren Aufbruch, verkauften, was ihnen noch geblieben war. Sie zogen los, weil sie zu Hause den Tod als eine sehr wahrscheinliche Perspektive für sich sahen, weil sie an ihren Gesellschaften verzweifelten und weil sie das eine Leben, das ihnen vergönnt ist, gestalten und erfüllt leben wollten. So gesehen haben sie alle eine Hoffnung im Herzen: irgendwo in Europa gibt es einen Ort für mich, an dem ich geschützt und ganz normal leben kann. Dafür nehme ich viel auf mich. Für diese Hoffnung lohnt es sich, los zu gehen. Manche von ihnen waren Wochen unterwegs, manche Jahre. Ihre Hoffnung heißt nicht Jesus oder Reich Gottes. Vielleicht sind sie mit Allah oder als Menschenrechtsaktivisten unterwegs. Vielleicht wollen sie einfach nur überleben. Ihre Hoffnung heißt Europa oder Deutschland. Ist uns das eigentlich klar? Diese Menschen **glauben an uns**. Sie glauben, dass wir ihnen helfen werden. Wir, die BewohnerInnen Europas sind Teil ihrer Hoffnung.

## 4.2. Das Meer ist nicht mehr

In der Offenbarung des Johannes steht im 21. Kapitel der Satz: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen und das Meer ist nicht mehr.“ (Offb 21,1) Der kleine letzte Satz beschäftigt mich: „...das Meer ist nicht mehr.“ Wie bedrängend und Tod bringend muss das Meer sein, damit seine Nichtexistenz zu einer Vision wird, zu einer beglückenden Aussicht? Wie absurd auch ist diese Vorstellung – gerade in einer Gegend, die so von der Existenz des Meeres geprägt ist?

Auf der Insel Patmos gibt es einen Ort, von dem die griechisch orthodoxe Kirche meint, dass Johannes damals im Exil am Ende des ersten Jahrhunderts genau an diesem Ort gelebt habe und seine Visionen hatte. Wer an diesem Ort steht, sieht überall Meer. Erhöht von einem Hügel wird deutlich, wie klein die Insel ist und wie groß das Meer, das sie umgibt.

Als ich dort vor Jahren stand, war ich von dem Anblick überwältigt, von der Schönheit der Farben und Formen, vom Glitzern des Wassers, von dem starken Licht, das einen ahnen lässt, das man an diesem Ort Offenbarungen haben kann.

Freilich waren die Offenbarungen des Johannes biblisch gebildete Offenbarungen. Was er sah und was von Gott zu ihm durchdrang, stieg auch aufgrund seiner Kenntnis der biblischen Schriften, besonders auch der prophetischen und urchristlichen Traditionen, in ihm auf. Damals im politischen Exil tat er alles, um den Kontakt zu seinen bedrängten und verfolgten Glaubensgeschwistern nicht abbrechen zu lassen. Seine Aussichten sollen die Verfolgten ermutigen, durchzuhalten und sie gewiss sein lassen, dass ihre treue Nachfolge ihnen am Ende der Zeit innige und unteilbare Nähe mit Gott und Christus bescheren würde. In einer bedrängten Situation und durch das Meer von den Glaubensgeschwistern in anderen Gemeinden getrennt, sieht er, dass das Meer seine Macht verlieren wird, ja, dass es einmal nicht mehr existieren wird.

Unser Zugang zu dem Wort „Meer“ ist oft ein romantisierender, verbindet sich mit kitschigen Urlaubspostkarten aus Italien, wie manche sie aus ihrer Kindheit in Erinnerung haben, mit Sonne auf nackter Haut, mit leckerem Fisch - frisch gefangen - oder auch mit „Seele baumeln lassen“ und Entspannung. Im Jahr 2014 und 2015 erlebte ich das auf der Insel Lesbos zum ersten Mal ganz anders. Es war mir nicht möglich, das Meer zu genießen und darin zu schwimmen, denn ich phantasierte, dass ich beim Schwimmen an Leichen stoßen könnte. Es hatte mehrere Schiffbrüche gegeben und bei den Versuchen zu rekonstruieren, wie viele Menschen eigentlich auf diesen Schiffen bzw. Booten waren, wurde deutlich, dass dies schlicht nicht möglich war. Erst durch Angaben der Überlebenden konnte in den nächsten Tagen und Wochen unvollständig geklärt werden, wie viele und welche Menschen eigentlich vermisst werden. Noch Tage später wurden einzelne Leichen angeschwemmt, manche tauchten nie wieder auf. Das Meer ist ein Ort des Todes.

Biblische Autoren wussten das. Nicht nur, weil im alltäglichen Leben z.B. Fischer bei Stürmen auf dem Meer umkamen, nein, das Meer galt grundsätzlich als lebensfeindlicher

und ängstiger Ort, wie es z.B. in Worten des 93. Psalms deutlich wird: „Herr, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen; die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig; der Herr aber ist noch größer in der Höhe.“ (Ps 93,3). Ohne die Macht Gottes wären wir dem Meer nur ausgeliefert, wären auf Dauer verloren und vergessen.

Eroberer kamen über das Meer und wurden in ihrer Gefährlichkeit mit dem Meer verglichen: „Ha, ein Brausen vieler Völker, wie das Meer brausen sie, und ein Getümmel mächtiger Nationen, wie große Wasser tosen sie!“ (Jes 17,12) Das Meer ist ein Ort des Todes – so wusste es Johannes und so wussten es viele Menschen aus biblischer Zeit; so hört es auch Jesus aus dem Mund seiner Jünger: „Meister, Meister, wir kommen um!“ (Lk 8,24) Aber, so vertrauen Juden- und Christenmenschen: Das Meer hat nicht die entscheidende Macht über uns, es tötet, aber Gott ist stärker als das Meer. Er kann dem Meer gebieten, dass es seine Toten herausgeben muss: „Und das Meer gab die Toten heraus, die darin waren, und der Tod und sein Reich gaben die Toten heraus, ...“ (Offb 20,13).



Denkmal für die Opfer der Jahre 1912 bis 1922, Foto: Knut Bry

Mindestens 34 361 Menschen sind von 1993 – 2018 im dem Mittelmeer gestorben<sup>17</sup>, wiewohl die Zahl der unbekannt Toten möglicherweise in die Tausende geht. Aber all diese Toten hätten nicht auf dem Meer sterben müssen. Sie sind gestorben, weil sie keine andere Möglichkeit für sich sahen, als über das Meer nach Europa zu kommen.<sup>18</sup> Es

<sup>17</sup> Quelle: [unitedagainstrefugeedeaths.eu](http://unitedagainstrefugeedeaths.eu), „In the ‘List of Deaths’, UNITED has been collecting reliable data on refugee deaths related to Fortress Europe since 1993. In the period 1993-2018 at least 34,361 refugee deaths can be attributed to the ‘Fatal Policies of Fortress Europe’. Most probably thousands more are never found.“

<sup>18</sup> a.a.O.: „No matter how different the circumstances of these deaths are, they can all be ultimately put down to

wurden keine Fähren für sie eingesetzt, weder die Weltgemeinschaft noch die europäische Gemeinschaft fanden Wege, sie zu retten. Und wie viele Tote wären es, ohne den unermüdlichen Einsatz so vieler Retter? Ohne Mare nostrum, die 130 000 Menschen rettete, bevor die Mission beendet wurde, ohne die Engagierten von Sea Watch z.B., die an der Rettung von weit über 37 000 Menschen beteiligt waren? Ohne die vielen internationalen HelferInnen, von denen jetzt einige kriminalisiert werden – nur weil sie Leben retten wollten.

Auf der Insel Lesbos hat diese Dramatik auch ein absurdes Gesicht: Jeden Donnerstag gibt es in Ayvalik, einer türkischen Stadt gegenüber von Lesbos, einen Markt. Viele Bewohner der Insel Lesbos fahren per Schiff zu diesem Markt, um dort billiger einzukaufen, als sie es auf Lesbos könnten. Sie bezahlen im Sonderangebot 7,-€ pro Fahrt. Sie erleben die Überfahrt über dieses Meer also wie einen Gang „mal eben um die Ecke“. Die Flüchtlinge, die von der anderen Seite nach Lesbos kommen, bezahlen 2500,-€ bei schönem Wetter pro Person für dieselbe Überfahrt. Und werden dann eventuell von der türkischen Küstenwache „eingesammelt“ und zurückgebracht oder bezahlen eben manchmal auch mit ihrem Leben.

In einem Gedicht der britisch-somalischen Dichterin Warsan Shire heisst es: „You have to understand, no one puts their children in a boat unless the water is safer than the land“.<sup>19</sup> Faktisch wird also dieses Sterben zugelassen – von uns allen. Und viele meinen, dass es dafür auch keine politische Lösung geben könne, ja, dass das Argumentieren für Fähren, die die Flüchtlinge transportieren könnten, naiv sei.

Als wir vor einigen Wochen mit einer KonfirmandInnengruppe das Edikt von Potsdam lasen, wurde mir noch einmal deutlich, dass es alleine eine Frage des politischen Willens und Interesses ist, ob Flüchtlinge eine Perspektive bekommen oder ob sie mit allen Mitteln davon abgehalten werden – auch wenn es sie das Leben kostet. Damals im Jahr 1685 wurden in Brandenburg 20 000 Flüchtlinge aufgenommen, die dann ein Drittel der damaligen Bevölkerung ausmachten. Diese Tatsache an sich ist schon bemerkenswert, wenngleich klar ist, dass dies nicht nur aus humanitären Gründen geschah, sondern mit einem Interesse des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg für die eigene Gesellschaft verbunden war. Es war bekannt, dass die Hugenotten Fähigkeiten und Wissen mitbringen würden, die in der preussisch brandenburgischen Gesellschaft gebraucht wurden. Was aber beim Lesen des Ediktes<sup>20</sup> beeindruckt, ist das Detailbewusstsein dafür, was für eine gelingende Flucht und Integration nötig ist. Neben Steuervergünstigungen und dem Zur-Verfügung-Stellen von Land, Materialien, Werkzeug ist besonders auffällig, mit welchen Worten das Edikt über die Flüchtlinge, die reformierten Glaubensgeschwister, spricht: So wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Geflüchteten geschützt werden sollen und ihnen „Hilfe, Freundschaft, Liebes und Gutes erwiesen werden“ soll.<sup>21</sup>

one reason: the building of a Fortress Europe which refers to the policy of exclusion and the on-going tightening of EU asylum policies. These decisions are taken on highest political level: the Schengen Treaty, the Dublin Convention and EU border control programmes.”

<sup>19</sup> Home, by Warsan Shire, Quelle: [https://www.care.org/sites/default/files/lesson\\_1\\_-\\_home-poem-by-warsan-shire.pdf](https://www.care.org/sites/default/files/lesson_1_-_home-poem-by-warsan-shire.pdf).

<sup>20</sup> Quelle: <https://www.potsdam.de/content/chur-brandenburgisches-edikt-von-1685>

<sup>21</sup> Vgl Artikel 14: „...Unsere Evangelisch-Reformierte Glaubens-Genossen/Französischer Nation, so viel sich derer

Auch wird mehrfach betont, dass sie es „bequem“ haben sollen und den Ort ihrer Niederlassung frei wählen können.<sup>22</sup>

Um sicher ankommen zu können, wird organisiert, dass die Flüchtlinge, mit Geld und Papieren ausgestattet werden und **mit Schiffen abgeholt werden**.<sup>23</sup>

„Das Meer ist nicht mehr“ heißt es in der Offenbarung des Johannes. Noch aber gibt es das Meer, noch sterben Menschen jeden Tag im Meer. Wenn wir als Christenmenschen von der Vision des Johannes her leben wollen, wenn wir weiterhin glauben, dass unser Gott größer ist, größer als das todbringende Meer, größer als nationale Egoismen und die daraus resultierende Abschottungspolitik, dann gilt es das Unsere zu tun, um Gott Ehre zu erweisen: Geflüchtete abholen, einladen und ihnen jede Unterstützung gewähren, die sie brauchen, um ein neues Leben in Würde beginnen zu können.

### 4.3. Und plötzlich ist alles anders

Ostersonntag in Deutschland, Palmsonntag in Griechenland. Wir, drei Frauen, verbringen ihn gemeinsam: Annemarie aus meiner Berliner Gemeinde, die gerade zu Besuch ist, Almut, Freiwillige aus Irland, die regelmäßig für längere Zeit herkommt und in Pikpa unterrichtet und ich. Wir treffen uns zum Gottesdienst in Mytilini und fahren im Anschluss an die Bay von Gera, wo wir ein Projekt besuchen. Es heißt „Home for a day“. Geflüchtete können hier den Tag verbringen, spielen, Musik machen, erzählen. Es wird für viele Menschen gekocht. Wenn andere Gäste zum Essen kommen, werden sie in diesem Restaurant bedient und zahlen, was sie wollen. Es kommt der Arbeit zugute.

Das Ehepaar, das dieses so andere Restaurant leitet, begleitet uns danach zum Friedhof für Geflüchtete. Schon einmal hatte ich versucht, diesen Friedhof zu finden, war aber

---

in Unsem Landen einfinden werden/samt und sonders unter ihren absonderlichen Schuz und protection nehmen/bey allen oberwehnten ihnen gnädigst concedirten Privilegiies sie nachdrücklich maintainiren und handhaben/auch keineswegs zugeben sollen/daß ihnen das geringste Ubel/Unrecht oder Verdruß zugefüget/sondern vielmehr im Gegentheil alle Hülffe/Freundschaft/Liebes und Gutes erweisen werden.“

<sup>22</sup> Vgl. Artikel 3: „... frey/denjenigen Ort welchen sie in Unsem Herzogthum Cleve/den Graffschafften Marck und Ravensberg/Fürstenthüern Halberstadt und Minden/oder auch in dem Herzogthum Magdeburg/Chur-Marck-Brandenburg und Herzogthüern Pommern und Preussen zu ihrer Profession und Lebens-Art am bequemsten finden werden/zu erwählen; Und gleich wie Wir dafür halten/daß in gedachter Unserer Chur-Marck-Brandenburg die Städte Stendal/Werben/Rathenow/Brandenburg und Franckfurt/und in dem Herzogthum Magdeburg die Städte Magdeburg/Halle und Calbe/wie auch in Preussen die Stadt Königsberg/so wol deßhalb/weil daselbst sehr wolfeil zu leben/als auch/wegen der allda sich befindenden facilität zur Nahrung und Gewerb vor sie am bequemsten seyn werden/ Als haben Wir die Anstalt machen lassen/befehlen auch hiemit und Krafft dieses/so bald einige von erwehnten Evangelisch-Reformierten Französischen Leuten daselbst ankommen werden/daß alßdan dieselben wol auffgenommen/und zu allemdem so zu ihrem établissement nöthig/ihnen aller Müglichkeit nach verholffen werden soll. Wobey Wir gleichwol ihrer freyen Wahl anheim geben/auch sonsten außer oberwehnten Städten alle und jede Orte in Unsem Provincien zu ihrem établissement zu erwählen welche sie in Ansehung ihrer Profession und Hanthierung vor sich am bequemsten erachten werden.“

<sup>23</sup> (Vgl. Artikel 4: „... Wir denn denenselben beyderseits anbefohlen/ihnen mit Gelde/Passeporten und Schiffen beförderlich zu seyn/und sie den Rhein hinunter bis in Unser Herzogthum Cleve fort zuschaffen/ woselbst Unsere Regierung Sorge tragen wird/...“)

erfolglos. Die beiden zeigen uns das Gelände, das weitab entfernt liegt in einem Olivenhain, nur über schmale unbefestigte Wege zu erreichen. Es ist ihnen ein Herzensanliegen: „Wir zeigen den Friedhof jedem, der uns danach fragt.“

Wir drei bleiben länger dort, fotografieren, zeigen einander Gräber. Das Gelände ist überwuchert, zwischen 70 und 100 Gräber sind es. Dieser Friedhof wurde eingerichtet, als der Platz auf dem kommunalen Friedhof in Mytilini nicht mehr ausreichte. Aber dann wurden die Opfer von Schiffbrüchen, Unterkühlung im Camp Moria oder anderen Todesursachen eben nicht auf bestehenden Friedhöfen beerdigt, sondern hier.



Friedhof für Geflüchtete, Foto: U. Gniewoß

Es bedrückt uns, dass nichts auf diesen Friedhof hinweist. Er ist geschlossen und wird offensichtlich auch nicht mehr gepflegt. Versteckte Tote. Es drängt sich der Eindruck auf, dass ihrer nicht gedacht werden soll. Wir denken an andere Friedhöfe mit Gedenktafeln und Zeichen der Individualität oder der Geschichte der Toten. Hier ist selten der Name, das Alter und der Todestag auf kleinen Tafeln verzeichnet, meist nur das Todesdatum und vielleicht die Nationalität. Die Toten sind oft unbekannt. Gleichzeitig scheint die Sonne und viele wilde Wiesenblumen blühen. Es ist ruhig, kein Mensch ist in der Nähe. Wir sprechen leise. Es ist ein schöner Ort und gleichzeitig ein Ort der Vergessenskultur.

Danach fahren wir zurück, sitzen noch in einem Cafe am Meer und tauschen uns über unsere Eindrücke aus. Wir hatten einen innigen gemeinsamen Sonntag.

Wir fahren nach Mytilini und ich setze Almut in der Nähe der Post ab. Da war es ungefähr 17.00 Uhr. Ich bot ihr an, sie ganz zu ihrer Unterkunft zu bringen, aber sie wollte das letzte Stück laufen. Warum auch nicht, es war ein schöner Tag.

Am Abend bekomme ich zunächst eine Mail, in der ich von einer Verantwortlichen von Lesbos Solidarity gefragt werde, ob ich eine Elisabeth kenne und mit ihr unterwegs war. Die Polizei wolle das wissen. Nein, ich kenne keine Elisabeth, mit der ich unterwegs war.

Später so gegen 22.00 Uhr kommt ein Anruf. Almut ist überfallen worden. Die Polizei möchte mehr über den Ablauf unseres Tages wissen, ich möchte bitte in die Notaufnahme des Krankenhauses kommen. Ich fahre in die Stadt.

Im Krankenhaus sind Efi Latsoudi und einige andere von Lesbos Solidarity. Almut liegt auf einer Trage. Sie sieht furchtbar aus. Ihr Gesicht ist aufgeschwollen und hat viele blutige und frisch genähte Wunden. Mehrere Polizisten stehen im Gang. Sie befragen zunächst mich und bitten mich dann, Almut zu befragen. Almut ist eigentlich Deutsche. Ich soll sie auf Deutsch fragen. Ich stelle ihr die Fragen, die die Polizei mir vorgibt, aber fühle mich schlecht, denn eigentlich möchte ich sie nur beruhigen und nicht befragen. Gleichzeitig spüre ich, dass die Polizei auch erschüttert ist und alle Informationen so schnell wie möglich bekommen möchte.

Dann soll ich Almut sagen, dass sie jetzt nach Athen geflogen wird, da man sie dort besser behandeln kann. Almut will nicht nach Athen und hat kaum Kraft, überhaupt irgendetwas zu verstehen oder zu antworten.

Die Pfleger mahnen zur Eile, aber plötzlich ist wieder einen Moment Ruhe, weil das Flugzeug kaputt ist und wir auf ein anderes warten müssen. Eine Freiwillige möchte mitfliegen. Nein, das sei nicht möglich. Das zweite Flugzeug kommt. Es ist eine Militärmaschine. Da bin ich schon nicht mehr da, weil die Polizei mich gebeten hat, zu einer Befragung mit zu kommen.

Almut wurde in Mytilini notoperiert, da der Täter ihre Halsschlagader angeschnitten hatte. Aber die Ärzte hatten Sorge, dass es Hirnschädigungen gibt, die sie nicht angemessen behandeln können. So wurde sie in der Nacht nach Athen geflogen. Dort hatte eine Mitarbeiterin von Lesbos Solidarity ihre Schwiegermutter geweckt, ihr ihre Kinder anvertraut und sich aufgemacht, um Almut zu empfangen. Als Almut das erste mal bewusst wurde, wo sie ist, war Chryssa da und kümmerte sich um sie. Der Sohn in Irland war ausfindig gemacht worden und war ebenfalls am nächsten Tag in Athen.

In den nächsten Tagen realisierten wir Stück für Stück was passiert war. Almut war noch ein Stück von der Hauptstraße weg auf einem Weg gelaufen, als sie Orangen an einem Baum auf einem verlassenem Gelände sah. Sie wollte die Orangen pflücken und stieg durch ein Zaunloch auf das Gelände. Der Täter war plötzlich da, schubste sie, sie fiel auf den Rücken und er begann sofort, ihr mit einem Stein auf den Kopf zu schlagen, auch ein Cuttermesser hatte er dabei. Sie verlor das Bewusstsein. Als sie wieder erwachte, hat sie es geschafft bis zur Straße zu kriechen, wo sie blutüberströmt gefunden wurde. Es hatte sich ein Thrombus gebildet, der wahrscheinlich verhindert hat, dass sie verblutete, aber dann einen Gehirnschlag bzw. Schlaganfall auslöste.

Wir standen alle unter Schock. Ihren SchülerInnen haben wir gesagt, dass sie diese Woche nicht kommen kann. Wir waren noch nicht in der Lage, die Wahrheit zu schildern, was wir später ohne Details getan haben. Die Tat geschah am helllichten Tag und war dermaßen brutal, dass das Wort „Raub“ (wie es in der Zeitung stand) nicht angemessen war, obwohl der Täter ihr I-Phone und ihr Geld gestohlen hatte. Das war ein Mordversuch.

Ich bekam Angst bei dem Gedanken, dass ich in nächster Zeit einige Tage ohne Gäste in

dem von mir gemieteten Haus allein sein werde. In der Zeitung stand, dass der Täter englisch gesprochen habe. Schon hier wurde uns bewusst, dass diese Tat auch eine politische Dimension hat. Almut hat nie davon gesprochen, dass er englisch gesprochen habe. Wenige Tage später stand in einem Portal der extrem Rechten: „Offensichtlich illegaler Migrant hat Freiwillige überfallen“.

Almut hat sich erstaunlich schnell erholt. Schon vier Tage nach der Tat erklärte sie ihrem Sohn, dass sie in der nächsten Woche wieder nach Pikpa kommen werde, denn sie wolle ihre Schüler nicht alleine lassen. Sie hat den Überfall nicht nur überlebt, sondern auch fast alle Fähigkeiten zurückgewonnen. Eine Woche nach der Tat erst hat sie realisiert, was eigentlich geschehen ist und dass sie weitere Behandlungen braucht. Sie ist nicht zurückgekehrt, sondern hat dem Pikpateam erklärt, dass sie dann eben im September wieder komme. Mich hat in diesen Tagen der Gedanke gequält, was passieren könne, falls sie tatsächlich zurückkehren würde und dann möglicherweise dem Täter über den Weg laufen würde.

Zwei Wochen nach dem Überfall waren wir alle sehr dankbar und wussten doch gleichzeitig, dass sie hätte sterben können. In Athen wurde sie gut und schnell behandelt. Sie musste zunächst nicht noch einmal operiert werden und das Blutgerinnsel konnte medikamentös aufgelöst werden. Als wir hier Ostern gefeiert haben, eine Woche nach der Tat, stand sie uns vor Augen. Als sie das Krankenhaus in Athen verlassen wollte, stellte sich bei einem neurologischen Check heraus, dass sich ein weiterer Thrombus gebildet hatte. Sie wurde operiert. Als sie eine Woche später mit ihrem Sohn nach Irland zurückflog, erlitt sie bei dem Flug einen weiteren leichten Schlaganfall und wurde in Dublin gleich in ein Krankenhaus eingeliefert. Dort blieb sie eine weitere Woche, bis sie endlich nach Hause konnte. Trotz einiger kleinerer Einschränkungen kündigte sie an, im September wieder nach Pikpa zu kommen.

Ich war zwei Tage nach dem Überfall vollkommen desorientiert. Ich habe gearbeitet wie immer, aber hatte ständig vor Augen, wie sie aussah. Ich hatte Angst. Wer eine 67-Jährige überfällt, könnte jeden und jede überfallen. In mir entstand der Wunsch, sie zu besuchen, denn ich hatte mich nicht von ihr verabschieden können und wollte mit eigenen Augen sehen, dass sie überlebt hatte und es ihr besser ging.

Zehn Tage nach dem Überfall flog ich nach Athen und verbrachte zwei Tage mit ihr im Krankenhaus. Es ging ihr viel besser und es war deutlich, dass möglicherweise alle Fähigkeiten zurückkehren würden. Zwei griechische Freunde berieten den Sohn und erklärten ihm, wie der Täter nun in Griechenland verfolgt wird, wie hilfreich ein Rechtsanwalt dafür sei und wie sehr ein solcher Fall auch eine politische Dimension habe. Wenn die Polizei einen Täter findet, der Migrant ist, wird es veröffentlicht, wenn der Täter zur „goldenen Morgenröte“ gehört oder eine rechte Gesinnung hat, wird der Fall möglicherweise nicht mit gleicher Intensität verfolgt. In jedem Fall ist es gut, einen vertrauenswürdigen Rechtsanwalt bzw. eine Rechtsanwältin vor Ort zu haben. Ich bin dankbar und nachdenklich aus Athen zurückgekehrt. Dankbar, weil es ihr so viel besser ging und wir einfach eine gute Zeit hatten, dankbar auch, weil so viele Menschen sich für sie eingesetzt haben, schnell und hilfreich - und nachdenklich, weil ich viele



Faktoren in diesem Fall überhaupt nicht einschätzen kann – ich könnte es schon in Deutschland nicht, wie dann hier?  
Der Täter ist nicht gefasst worden.  
Von September bis November 2019 hat Almut wieder in Pikpa gearbeitet.

## **5. Was ist Solidarität für dich?**

### **5.1. Nasrullah erzählt**

*Nasrullah ist ein afghanischer Jugendlicher. Er ist 17 Jahre alt, ein schmaler junger Mann mit auffallend sozialen Umgangsformen. Griechische Behörden machten ihn in den offiziellen Papieren zu einem 20 Jährigen. Er will das nicht mehr ändern lassen und sagt: „Sie haben mich zu einem Erwachsenen gemacht und jetzt bin ich auch ein Erwachsener.“ Er hat den gesamten Fluchtweg ohne Angehörige oder nahe Freunde bewältigt und ist wahrscheinlich als 13 Jähriger aufgebrochen. Er war längere Zeit im Iran und hat dort gearbeitet, um genug Geld zu verdienen, damit er weiterziehen kann. Über seine familiären Verhältnisse weiß ich nur, dass er sagte, sein Leben sei schrecklich geworden durch den Tod seines Vaters, als er vier war. Wir haben uns auf Englisch unterhalten. Seine Äußerungen habe ich ins Deutsche übersetzt.*

„Ich komme aus Afghanistan. Ich habe meine Reise als Illegaler begonnen. Erst bin ich nach Pakistan gegangen, dann in den Iran, von dort in die Türkei. Von dort kam ich mit einem Boot nach Lesbos. Ich bin hier her gekommen, weil ich in Sicherheit leben wollte. Und ich bin gekommen, weil ich meinen Traum verwirklichen wollte. Mein Traum ist, studieren zu können und einen Abschluss zu machen.

Ich war fünf Monate im Camp „Moria“. Das war mein erster Ort, nachdem ich in Griechenland gelandet war. Von Moria bin ich nach Pikpa umgezogen, nachdem ich mich bei einer Hilfsorganisation darüber beschwert hatte, dass die griechischen Behörden mich zu einem Erwachsenen gemacht hatten, obwohl ich ein Minderjähriger bin. Das war ein großer Wandel, denn zuvor lebte ich in Moria in einem Zelt. Es war ein Zelt für zwei Menschen, in dem wir zu dritt waren. Wir hatten keine Elektrizität, keine Heizung und keine Chance zu duschen. Wir konnten nur unseren Kopf waschen. Ich erinnere mich, dass ich in diesen fünf Monaten nur dreimal duschen konnte. Diese dreimal war ich illegalerweise in die Abteilung der Minderjährigen gegangen. Es war Winter und es war sehr kalt und alles war chaotisch. Außerdem hatte ich viel Angst, denn damals waren viele Menschen in Moria. Es ist für 3000 Menschen gebaut, aber wir waren ungefähr 9000. Jede Nacht gab es Kämpfe und als Minderjähriger hatte ich keine Freunde. Alles war unfamiliär und ich habe mich so gefürchtet, konnte auch nicht an Bildungsaktivitäten teilnehmen oder die Schule besuchen. Auch konnte ich mich nicht in der Essensschlange anstellen, denn da waren einige Tausend Menschen, die schrien, schubsten und so.

Als ich nach Pikpa kam, war es sehr ruhig und in Pikpa lebte ich zunächst mit einem weiteren jungen Mann in einer Isobox. Wir hatten Strom, regelmäßig eine

Lebensmittelbox und wir konnten unser eigenes Essen kochen. Und wir konnten jederzeit duschen und spielten in einem Team Fußball. Es gab hier einen Lehrer für mich, um englisch und griechisch zu lernen.

Ich fühlte mich, als wenn ich in einer liebevollen Familie lebte, denn das Pikpateam und die Bewohner funktionieren wie eine Familie. Jetzt bin ich seit einem Jahr und fünf Monaten in Pikpa. Ich werde bald gehen. Hier ist alles perfekt, aber es ist immer noch ein Camp und ich möchte frei leben. Ich habe jetzt die Papiere, aber noch keine neue Unterkunft. Ich brauche noch Hilfe und konnte bisher keine Arbeit finden. Ich muss noch auf Unterstützung durch den UNHCR warten.

Das Wort „Solidarität“ hatte ich in Afghanistan noch nie gehört, aber ich fühlte, dass es Menschen gibt, die Solidarität brauchen, denn in jedem Land gibt es verschiedene Menschen, reiche und arme, starke und schwache, daher könnte es etwas Gutes sein, Solidarität zu haben. Ich hatte noch nie zuvor ein Team erlebt, das solidarisch arbeitet; das habe ich erst hier in Pikpa erlebt. Und ich habe hier viel gelernt, das mich weiter in meinem Leben begleiten wird. Zum Beispiel möchte ich das Ziel erreichen, das war und ist mein Wunsch, eine Gruppe zu organisieren, die Waisen und Witwen in Afghanistan unterstützt.

Solidarität heißt für mich zusammen zu arbeiten, verschiedene Menschen zu unterstützen, die Hilfe brauchen und sich gegenseitig als Gleiche zu sehen. Ich habe hier auch mitgeholfen. Ich habe Farsi und Dari ins Englische übersetzt und anderen Bewohnern geholfen. Wenn ich mir die Welt anschau, dann denke ich, dass die größten Herausforderungen für die Menschen Grenzen und Gewalt sind und Bildungslosigkeit und wie wir es schaffen, dass es keine Kriege mehr gibt.

Was mich hier glücklich gemacht hat, war das zusammen Arbeiten und Leben wie in einer Familie. Ich habe mich hier nie alleine gefühlt und wir hatten Ausflüge und Parties und ich habe eine Menge Freunde gefunden, europäische Menschen und Flüchtlinge. Traurig hat mich gemacht, an die Menschen zu denken, die in Moria leben müssen. Ich habe hier sehr gut Englisch gelernt und ein bisschen griechisch und ich habe hier wieder Hoffnung für mein Leben gefunden. Ich war so ängstlich, als ich hierher kam, konnte nicht mit anderen in Kontakt treten und es nicht in größeren Gruppen aushalten. Aber all das ist jetzt für mich leichter geworden“.





Der „Olivegrove“ in Moria und ein „Dorfweg“ in Pikpa, Fotos: Knut Bry

## 5.2. Interview mit Michael Startin

*Michael Startin ist 33 Jahre alt und hat Geschichte studiert. Er kommt aus England und hat zwei Jahre zunächst ehrenamtlich und dann mit einem kleinen Entgelt bei Lesbos Solidarity gearbeitet. Das Interview fand am Ende seiner Zeit im Mai 2019 auf Englisch statt.*

### **Wie bist du nach Lesbos gekommen und was war deine Motivation hier zu bleiben?**

Ich kam nach Lesbos durch meine Partnerin. Sie wollte Teil eines humanitären Hilfsprogramms sein und ich wollte bei ihr sein. Sie entdeckte Pikpa und ich besuchte sie dort und dachte: Hier möchte ich mitmachen und mich einbringen. Neun Monate später, während sie hier arbeitete und lebte, kam ich, um mindestens drei Monate als Freiwilliger zu arbeiten. Was mich inspiriert hat, war eine Mischung aus verschiedenen Faktoren: der unglaubliche Unterschied zum Camp Moria, das von der Regierung betrieben wird und der Geist von Pikpa, die Wärme der Menschen und der Eindruck, einerseits, dass ich teilhaben konnte an etwas Großem und Bedeutenden und andererseits, dass ich als ein Individuum unter anderen einen wichtigen Beitrag leisten kann für die Entwicklung und den Erhalt des Projektes. Kurz gesagt: ich fühlte mich ungeheuer bereichert zwei Jahre als Teil dieser Gemeinschaft leben zu können.

### **Wie hast du schon früher in deinem Leben verstanden, dass Solidarität ein wichtiger Wert für dich ist?**

Hab ich nicht. Ehrlich gesagt, weiß ich bis heute nicht wirklich, was ich über Solidarität denke. Solidarität wird oft benutzt, um sich auf ein Gefühl zu beziehen, aber eigentlich muss noch viel verstanden werden. Das gleiche Ereignis kann als ein Akt der Solidarität verstanden werden oder als fehlende Solidarität. Zum Beispiel: Aufgrund der Finanzkrise in Lesvos Solidarity werden die Angestellten jetzt für zwei Monate nicht bezahlt in Solidarität zu dem Projekt. Das kann auch wahrgenommen werden als fehlende Solidarität zu den hier Arbeitenden. Für mich bedeutet Solidarität die gemeinsame Arbeit für ein gemeinsames Ziel, wobei die Lasten und Errungenschaften geteilt werden. Solidarität hat eine menschlichere Welt und den Erhalt der Umwelt zum Ziel.

### **Mit einem globalen Blick, was würdest du sagen sind die größten Herausforderungen der Zukunft für das Überleben der Menschlichkeit und Menschheit?**

Klimawandel und Krieg gehen Hand in Hand – beides muss stärker in den Blick kommen. Wir müssen jetzt radikale, essenzielle und schwierige Schritte tun, um eine globale Umweltkatastrophe zu vermeiden. Wir müssen unsere Macht anerkennen, also, dass wir eine Geschichte des Kolonialismus haben, eine Geschichte des Waffenhandels und der Ausbeutung der Ressourcen. Wir müssen unsere Komplizenschaft in vergangenen und laufenden Kriegen anerkennen, die regionalen Instabilitäten und die Unruhe und Verzweiflung in vernachlässigten und ausgebeuteten Gebieten. Es müssen einfache Schritte getan werden, um regionale Spannungen zu verringern. Alle menschlichen Zivilisationen haben eine gewisse Neigung, gewaltsam vorzugehen. Die Tatsache, dass immer noch Waffen nach Saudi Arabien verkauft werden in dem Wissen, dass Millionen von Menschen im Yemen verhungern - als direkte Folge dieser Verkäufe - ist eine riesige Schande.

### **Was sind deine Aufgaben bei Lesvos Solidarity?**

Erhalt der Häuser und Erhalt des Camps, Entwicklung der Infrastruktur, Kommunikation mit den Freiwilligen, Mitglied der Gemeinschaft zu sein, Verantwortung für die Unterbringung der Geflüchteten in Häusern, Management der Partnerkontakte.

### **Wenn du zurückschaust, was hat dich glücklich gemacht?**

Die Entwicklung des Camps zu sehen, zu sehen, wie die Menschen hier sich daran freuen können. Zum Beispiel zu sehen, wie die Frauen den neuen Women's space (*ein Rückzugsort nur für Frauen des Camps*) annehmen und sich daran freuen und wie dies die ganze Gemeinschaft positiv beeinflusste. Glücklich gemacht hat mich der Tag, als Mamoon Asyl bekam. Das war ein aufregender Moment, die Erleichterung und das Glück dieses Tages ist für mich unvergessen, denn ich habe nah und vertrauensvoll mit ihm zusammen gearbeitet.

### **Was hat dich traurig gemacht?**

Wenn die Asylgesuche von Menschen auf unfaire Weise abgewiesen wurden, ist das immer sehr traurig. Wenn einer unserer Bewohner ins Gefängnis kam und die Versuche,

ihn frei zu bekommen, nicht erfolgreich waren.

**Was bedeutet Solidarität für dich?**

Solidarität hat eine Dimension von Widerstand, in Solidarität haben wir die Kraft zu widerstehen und eine hellere Zukunft für die Welt voran zu bringen.

**Hast du jemals mit Kirchen zu tun gehabt, die sich solidarisch verhalten haben?**

Nicht persönlich, aber ich weiß, dass viele Kirchen den Geist der Solidarität teilen und zu den entscheidenden Unterstützern gehören.

**Was erwartest du von Christen angesichts der weltweiten Flüchtlingskatastrophe?**

Nichts. Oder besser: ich erwarte von Christen das gleiche, das ich von jedem erwarte: anzuerkennen, dass du Teil des Problems bist und Teil der Lösung sein musst.

**Pikpa und Mosaik sind auch Orte, an denen Menschen verschiedener Religionen zusammenkommen. Hattest du jemals zu tun mit Fragen des interreligiösen Dialoges oder der interreligiöser Bildung?**

Persönlich nicht, aber das Thema spielte für mich eine Rolle bei der Frage, wie Menschen möglichst in Gruppen gemeinsam untergebracht werden können, die einen gemeinsamen kulturellen Hintergrund haben. Das Thema Religion war nicht ein explizites Thema, aber implizit war es für mich präsent. Der Geist des Camps und die Art, wie wir zusammen planen, ist förderlich für ein Leben in Gemeinschaft und transzendierte zumindest zum Teil kulturelle Hintergründe und religiöse und sonstige Zugehörigkeiten.

**Was ist deine Hoffnung für Lesvos Solidarity?**

Ich hoffe, dass diese lebendige Arbeit von Tag zu Tag weitergeht, dass das Netzwerk von unterstützenden Gruppen wächst, dass unsere Arbeit weiter wächst und unser Beispiel Einfluss hat auf nationale und internationale Organisationen als ein Beispiel dafür, wie würdige und ganzheitliche Unterstützung aussehen kann, die auf Solidarität und Gemeinschaftsgeist basiert.

**Welche Fähigkeiten oder Erkenntnisse hast du hier gewonnen?**

Viele, kann ich gar nicht zählen: unsere Fähigkeit uns als Menschen menschlich zu verhalten, viele Fähigkeiten im handwerklichen Bereich, wertvolle Fähigkeiten im Managementbereich und Führungseigenschaften. Insgesamt hat mir die Tatsache, dass ich hier teilhaben konnte, genug Hoffnung und Optimismus geschenkt, dass wir die Welt ändern können, soviel, dass es für ein Leben reichen kann.

**Wie hat dich diese Erfahrung verändert?**

Ich bin angetriebener und habe größere Klarheit in der Frage, wie wir ganz persönlich für eine bessere Zukunft arbeiten können.

### **5.3. Interview mit Efi Latsoudi**

*Efi Latsoudi ist Mitbegründerin von Pikpa und Lesvos Solidarity. Sie hat ursprünglich Philosophie und Psychologie in Athen studiert und in verschiedenen Bereichen gearbeitet. Sie ist 51 Jahre alt und Gewinnerin des Nansen Award. Das Interview fand im Juni 2019 auf Englisch statt.*

#### **Wie bist du nach Lesbos gekommen und welche innere Motivation führte zum längeren Bleiben?**

Ich bin nach Lesbos gekommen, weil ich der großen Stadt entfliehen wollte. Ich habe nach einem Ort gesucht, wo ich besser leben kann, einem Ort, der näher mit der Natur und dem Meer verbunden ist. Ich bin in einer großen Stadt aufgewachsen und mein Schritt war auch ein Schritt gegen meine Familie, denn mein ganzes Leben lang waren wir nie umgezogen. Ich wusste nichts über Lesbos, aber später konnte ich einen Bezug herstellen zum Weg meiner Großmutter, die als Geflüchtete von Ayvalik nach Lesbos kam und dann nach Athen weiterzog. Dass ich hier geblieben bin, war keine Entscheidung, mein Sohn wurde hier geboren und er wollte bleiben, es gefiel ihm hier – und ich hatte keinen starken Grund woanders hin zu gehen.

#### **Wie hast du in deinem Leben verstanden, dass Solidarität ein wichtiger Wert für dich ist?**

Das erste, was ich hier verstanden habe, ist, dass wir politisch nicht effektiv sein können, wenn wir alleine agieren. Daher bin ich in verschiedene Gruppen gegangen, die sich für die Umwelt und Menschenrechte einsetzten. Wie wichtig mir die Menschenrechte sind, das kommt aus meiner Kultur, denn ich wuchs mit viel Respekt gegenüber mitmenschlichen Beziehungen auf. In meiner Familie bezog sich das mehr auf den inneren Familienkreis, aber für mich bezog es sich dann auch auf Freunde und Menschen, die ich nicht einmal kannte. Ich war dankbar für das Geschenk des Helfens. Reife war für mich verbunden mit Unterstützung, mit den Geschenken von Beziehung und Hilfe. Ich denke, viel wuchs aus den frühen Lebenserfahrungen.

Und als ich mich dann mit den politischen Fragen verknüpfte, verstand ich, dass Solidarität ein wichtiger Wert für die soziale und politische Entwicklung ist. Es gab all die Jahre so eine heroische Konnotation zu diesem Wort – ich sage immer, dass Solidarität eine sehr einfache und menschliche Reaktion ist, etwas, was unser gesellschaftliches Leben und unser persönliches Leben besser macht.

Ich glaube, die Bewahrung der Menschenrechte ist eine der großen Herausforderungen; Solidarität und Gerechtigkeit sind die Basis, die unserer Gesellschaft eine Bedeutung geben können und es entsteht eine riesige Unverbundenheit, wenn wir dieses Gefühl, das Leben zu beschützen und unsere Umwelt zu beschützen, verlieren. Dann leben wir egoistisch in einem falschen Konzept von Macht, denn wir missbrauchen den Planeten, als wären wir diejenigen, die irgendetwas verdienen. Die großen Herausforderungen stellen uns in Frage – die Bewegung der jungen Menschen verbindet die Umwelt- und Menschenrechtsthematik und wir müssen unbedingt auf die jungen Leute hören, denn wir stecken oft fest. Wir haben diese Situation hergestellt und wir können sie ändern. Wir

sind gerade an einem sehr entscheidenden Punkt.

### **Welche Aufgaben hattest du schon bei Lesbos Solidarity?**

„LeSol“ wurde entwickelt, weil wir Pikpa und Mosaik schützen wollten und wollten, dass es weitergeht. Wir haben Pikpa gegründet, weil wir an aktive Solidarität glauben und an Lösungen, die wir in und mit der Gesellschaft herstellen können – positive Beispiele können die Grundsituation verändern. Meine Rolle, zunächst in Pikpa und dann auch in Mosaik, bestand darin, von Beginn an Teil einer Gruppe von Menschen zu sein, die überzeugt davon waren, dass sie eine solidarische Lösung kreieren können. Mein positiver Beitrag war, dass ich die Vision hatte, dass dies möglich ist. Ich teilte meine Vision mit anderen und wir machten es möglich.

Als wir im Jahr 2012 über Pikpa diskutierten, haben uns sogar die radikalsten Aktivisten prophezeit, dass es in Griechenland unmöglich ist, einen solidarischen Ort für Flüchtlinge zu haben, ohne Zäune und ohne Polizei. Was mich und andere in dieser Arbeit stärkt, ist, dass das, was wir erträumen und glauben, möglich werden kann, wenn wir gemeinsam aktiv sind. Für mich hat diese Erfahrung den Unterschied gemacht: Wir müssen nicht in unseren Träumen und im Klagen festhängen, wir können den Unterschied herstellen (we can do the difference). Aber wir können es nicht allein; es ist immer eine harte und kollektive Arbeit in Netzwerken mit vielen Menschen. Ich habe das mit Pikpa erlebt und als dann Mosaik und NAN ins Leben kamen, erlebten wir denselben Sieg des Träumens und Arbeitens.

Meine Aufgabe war ein Teil des Teams zu sein: Unterstützer finden, sich austauschen und die ganz praktische Arbeit; alle von uns waren auch in der praktischen Arbeit und ich habe versucht, auch die politische Stimme dieses Ortes und seiner Rolle zu erheben. Jetzt ist es meine Rolle, neue Wege zu finden und die Arbeit zu restrukturieren für die Zukunft. Nach meiner Auffassung müssen wir die Situation, den Kontext und unsere Rolle darin noch besser verstehen und wir neigen dazu, uns selbst zu vergessen, unsere Bedürfnisse. Wir arbeiten jeden Tag hart ohne unsere Bedürfnisse wirklich zu bedenken. Nach meiner bisherigen Erfahrung denke ich, dass es an der Zeit ist, Orte der Freude und der Kreativität für die Mitstreitenden zu finden. Wir haben viele Notfallsituationen hinter uns, viel Leid für die Flüchtlinge, auch Freiwilligenkonflikte und wir müssen uns jetzt darauf konzentrieren, wie wir alle Hoffnung finden können, Freude und Energie – alle Mitglieder dieser Gemeinschaft. Wir können Leidende nicht unterstützen, wenn wir selbst leiden.

Und das andere, was sehr wichtig für mich ist: nach der Reaktion auf eine humanitäre Krise auf einem Niveau, wie wir es hier in Griechenland erlebt haben, müssen wir von unserer Erfahrung lernen und die Situation jetzt beurteilen. Menschen kommen, um zu bleiben – wir wissen nicht, für wie lange und wir müssen uns darauf fokussieren, ihnen die Power zu geben, ihre Zukunft neu zu strukturieren. Wir müssen Wege finden, mit ihnen und nicht für sie zu arbeiten und dabei müssen wir alle mit der Gesellschaft verbunden sein, in der wir leben. Es ist entscheidend, dass wir zum jetzigen Zeitpunkt auf verschiedenen Ebenen mit Menschen Wege finden für diese sogenannte Integration. Ich glaube wir haben damit einen sehr schweren Weg in einem sehr schwierigen politischen Kontext vor uns.

### **Wenn du zurückschaust: was waren die Momente oder Ereignisse, die dich glücklich gemacht haben?**

Ich war oft glücklich in der Interaktion mit Menschen, die offene Kommunikation mit Flüchtlingen hat mich oft glücklich gemacht. Ich war glücklich, wenn Menschen es geschafft haben, dort anzukommen, wo sie hin wollten und ich bin sehr glücklich, wenn ich sehe, dass uns Solidarität von den Geflüchteten entgegenkommt, das ist so stark! In Pikpa und Mosaik gab es viele glückliche Momente: beim täglichen Arbeiten, Feiern, Kämpfen. Ich erinnere mich an ein Fest, das wir am Neujahrstag 2017 hatten. Menschen aller Nationalitäten haben zusammen getanzt und gesungen und es gab eine Rede von einem der Flüchtlinge aus dem Camp. Er sprach darüber, wie man Solidarität findet zwischen Menschen unterschiedlichen Nationalitäten in Pikpa und wie er das begrüßt und dass er uns ermutigen will, nicht auf Lösungen von Politikern zu warten, sondern die Lösungen selbst zu finden, weil wir die Kraft dazu haben.

### **Was machte dich traurig?**

Von den traurigen Momenten waren die tragischsten die, wenn es Tote bei Schiffbrüchen gab und wir mit den Überlebenden und Familien zusammen waren. Und jedes mal betest du dafür, glaubst und wünschst, dass dies das letzte mal war, dass es passiert. Auch habe ich viel gelitten anlässlich der politischen Entscheidungen, Pikpa zu schliessen. Wir hatten gegen Argumente zu kämpfen, die für mich keinen Wert hatten, aber große Macht. Wir mussten Tage und Monate gegen die Behörden kämpfen. Auch macht es mich sehr traurig, wenn Menschen, die sehr unterstützt haben, sehr engagiert waren in dieser Arbeit, leiden und gehen müssen.

### **Was bedeutet Solidarität für dich?**

Solidarität heißt für mich, sich um andere Menschen zu kümmern, sich für ihre Rechte und Gerechtigkeit einzusetzen als kämpfst du für dich selbst. Manchmal ist es wie eine Art Reflex: du erträgst das Leiden neben dir nicht und willst etwas tun. Es geschieht für die andere Person, aber es geschieht auch für dich selbst, es schützt dich, dich in der Position des anderen. Instinktiv: Wie kann das einem anderen geschehen heißt: wie kann das mir geschehen? Auch ist es ein Weg des gemeinsamen Lebens, Teilens, Solidarität schützt wie eine Rettungsweste dein Leben schützt. Sie gibt mir das Gefühl, dass es Menschen um mich herum gibt, die sich um mich scheren und sich für mich einsetzen, ein Sicherheitsnetz für das Leben.

Als wir 2012 angefangen haben, habe ich zum ersten mal aktive Beteiligung in Griechenland und Lesbos erlebt.; es geschah auf einer humanitären Ebene, aber es war sehr wichtig; da gab es Priester, die sehr offen gegen die „Goldene Morgenröte“ gesprochen haben. Sie sprachen darüber, dass dies eine kriminelle Organisation ist und nicht eine politische Partei, sie hatten einen ähnlichen Protest wie wir gegen die Internierung. Menschen dürfen nicht interniert werden und sollten in Würde leben können. Seit 2015 ist die Kirche nicht mehr so aktiv und in dieser Zeit erlebten wir die riesige Solidarität von Kirchen in Deutschland und anderen Orten der Welt. Ich habe mehr mit protestantischen Kirchen zu tun, aber es kommen verschiedene Kirchen zu Besuch und geben Erklärungen ab. In den letzten Monaten war die katholische Kirche auf Lesbos sehr aktiv, organisierte Diskussionen und unterstützte die Leute.



### **Was erwartest du von Christen angesichts der Katastrophe von so vielen geflüchteten Menschen?**

Ich erwarte, dass sie tun, was die Religion klar feststellt in Bezug auf Solidarität und Liebe zwischen Menschen und in Bezug auf Teilen und Gerechtigkeit. Ich erwarte auch, dass sie Hass und Faschismus anprangern und bekämpfen.

### **Wie hat dich deine Erfahrung verändert?**

Ich habe viel gelernt. Ich habe viel darüber gelernt, wie man mit anderen zusammenarbeitet und wie wichtig es ist, ehrlich miteinander zu kommunizieren, ich habe viel über andere Kulturen gelernt, die Unterschiede, aber auch die Gemeinsamkeiten, die uns verbinden. Ich habe gelernt, wie kompliziert die Situation ist und wie sehr wir verschiedene Perspektiven einnehmen müssen und uns nicht nur auf die eine Wahrheit fokussieren sollen, die wir sehen können.

Und ich habe gelernt, dass wir nicht mit Vorurteilen voran kommen; wir müssen offen sein für andere Menschen, denn manchmal haben wir fixe Ideen dazu, wie Menschen sind und das ist eins der größten Hindernisse. Auch habe ich viel über mich selbst gelernt, meine inneren Hindernisse und Begrenzungen und ich verstand meine Erfahrungen durch andere Menschen, was Ungerechtigkeit ist, was es bedeutet, Grundrechte entzogen zu bekommen, z.B. das Recht auf Erziehung. Ich habe gelernt wie stark das Leben und Menschen in verschiedenen Situationen sein können. Wenn du erlebst, wie Menschen ankommen, Menschen, die ihre Liebsten verloren haben, dann verstehst du, dass es da nicht nur ein Trauma gibt, sondern auch Resilienz, Widerstandsfähigkeit.



Efi Latsoudi im Camp, Foto: Lesvos Solidarity

## 6. Von Lesbos zur EKBO

Im Folgenden werde ich auf einzelne Aspekte eingehen, die mich in der Arbeit von Lesbos Solidarity besonders beeindruckt oder beschäftigt haben. Soweit es sich mir nahe legt, werde ich meine Beobachtungen auch auf das Leben in unseren Kirchengemeinden beziehen.

### 6.1. Willkommenskultur

Eine neu in Pikpa aufgenommene Frau kam in den Laden des Camps. Sie hatte fast keine Kleidung. Ich begrüßte sie, stellte mich ihr vor und zeigte ihr alles. Da sie mich kaum verstand, trat ich vor den Laden und rief einmal laut: „Anybody here, who can translate farsi?“ Kurz darauf erschien ein Übersetzer und wir konnten miteinander kommunizieren. Die ersten Tage war das Gesicht dieser Frau sehr verschlossen, ängstlich und ernst. Nach etwa einer Woche sah ich sie zum ersten Mal lächeln. Nach zwei Wochen sprach sie von sich aus und versuchte in gebrochenem Englisch mit mir zu kommunizieren. Diese Erfahrung habe ich häufig machen können: nach einer Woche oder zehn Tagen öffnen sich die Gesichter, Entspannung wird sichtbar. In Pikpa werden Menschen aufgenommen, die in Moria in einer besonders bedrängten Situation leben und/oder krank sind. Viele nehmen und brauchen Psychopharmaka.

Wenn sie eine Weile in Pikpa sind, fassen sie neues Vertrauen, ihre Gesichtszüge entspannen sich. Sie spüren: hier meint man es gut mit mir, hier kann ich mich zeigen. Ich will nicht idealisieren: sie brauchen weiterhin psychologische oder psychiatrische Hilfe und vermissen ihre Angehörigen. Sie können nachts schlecht schlafen und haben Angst. Aber trotzdem entspannen sie sich sichtbar und das ist ein wunderbarer Prozess.

Wenn eine neue Bewohnerin oder ein neuer Bewohner aufgenommen wird, erfahren dies alle. Über Whats App wird mitgeteilt: „Heute kommt eine neue Bewohnerin. Sie ist Afghanin. Wenn ihr sie seht, stellt euch vor und heißt sie willkommen. Helft ihr bitte, wenn sie Fragen hat.“ Das funktioniert dann in der Regel. Zwar erhalten „die Neuen“ sowieso eine Einführung ins Campleben und seine Regeln, aber sie spüren eben auch von vielen, dass sie an diesem Ort willkommen sind.

An einem Freitag kommt eine Familie neu an. Als das Auto ins Camp fährt, gehen einige Bewohner hin, begrüßen die Neuen und helfen ihnen, ihr Hab und Gut in eins der Häuser zu bringen. Den ganzen Vormittag hatten einige Freiwillige daran gearbeitet, das gerade erst leer gezogene Haus zu putzen und einzurichten. Von überall hört die neue Familie: „Welcome in Pikpa.“ Als die drei dann kurz darauf im residents meeting offiziell begrüßt werden und sich vorstellen, sind sie geradezu überwältigt. Der Familienvater wiederholt mehrmals stotternd: „We appreciate so much, how you welcome us, it means so much to us.“

Als wir im Rahmen des Fundraisings die Bewohnerinnen fragten: „Was bedeutet Pikpa für euch?“, fiel in vielen Antworten das Wort „relief“, Erleichterung. Manche benutzen das Wort „family“, um zu beschreiben, wie sie sich aufgenommen fühlten und ihr neues Leben hier wahrnahmen. Aber dennoch gilt, dass fast alle gleichzeitig weiter und weg wollen. Sie wollen nicht in einem Camp und nicht als Flüchtlinge leben, sondern ankommen und ihr Leben selbst gestalten können.

- *Bilal, 19 Jahre alt, aus Syrien beschreibt auf Englisch, das er seit einem Jahr lernt: „Pikpa is a very good place. We want to stay here longer. We live alone as family in one house. The people here are one family. There is no fighting, in Moria was always fighting. We don't have a problem here. We are very relaxed. We live near the sky. We get 150,-€ and food. We have internet – very important. The people, who work here, always smile. We have teachers. I have a teacher for english and a teacher for german. I learn english also in Mosaik. If I don't know anything, I can speak with Laura. In Moria and Kara Tepe I don't know, what to do. My parents are sick, they got medications here very fast. Pikpa is a very good place for me and my family.“*

Willkommenskultur heißt für die Freiwilligen untereinander auch: Ich sehe, was du tust. Ich erweise dir Wertschätzung. Eine Freiwillige, eine Engländerin namens Camilla saß jeden Tag stundenlang mit Flüchtlingen in der sogenannten „Community kitchen“, einem großen Raum, der für die verschiedensten Zwecke genutzt wird. Sie nähten dort wunderschöne „Bowls“ aus Rettungswesten, Seilen und Reststoffen, die dann zur Unterstützung der Arbeit verkauft wurden. Sie froren jeden Tag. Eines Tages stellte Camilla ein Bild in Whats app und schrieb dazu: „This is the production of today. Greetings, Camilla“. Etwa acht Personen reagierten mit Äußerungen wie: „Wonderful!!“, „You do a great job there, Camilla.“ „Beautiful, such a labour of love in such a cold room. Well done, all of you.“ Niemand hat diese Reaktionen diktiert. Sie werden von den Verantwortlichen vorgelebt und tragen sich leichtfüßig weiter.

Sowohl neue BewohnerInnen als auch neue Freiwillige werden in den wöchentlichen Treffen offiziell vorgestellt und begrüßt. Das ist oft mit einem lauten „Welcome“ oder Klatschen verbunden.

Mich hat diese Willkommenskultur beeindruckt, weil sie so natürlich und spontan daherkam. Das Grundverständnis, in aller Verschiedenheit der Biografien und kulturellen Hintergründe **miteinander eine Gemeinschaft zu bilden**, wurde immer wieder deutlich.

Mir fielen in diesem Zusammenhang unsere Gottesdienste ein. Zwar werden wohl überall in unseren Gemeinden die GottesdienstbesucherInnen am Eingang freundlich begrüßt, aber ein weiteres Willkommen gibt es meist nicht. Neue sitzen allein und können beobachten, dass andere sich kennen und sich zusammensetzen. Wäre es nicht schön, wenn in unseren Gottesdiensten nicht nur die PfarrerIn und die Person im Kirchdienst, sondern noch ein paar weitere Gemeindeglieder sich für die Willkommenskultur zuständig fühlten? Wie wäre es, wenn „Neue“ erlebten, dass einzelne auf sie zukommen und sie begrüßen, sich vorstellen und vielleicht noch im Anschluss ins Kirchencafe einladen oder nachfragen, wie der neue Gast heute her gefunden hat? Ich kann mir gut vorstellen, dass ein paar der regelmäßigen GottesdienstbesucherInnen eine „Willkommensgruppe“ bilden, deren Mitglieder unaufdringlich und freundlich vermitteln: “Schön, dass Sie da sind. Sie sind hier willkommen.“

## 6.2. Gelebte Sprachenvielfalt

Jede Woche findet in Pikpa ein „residents meeting“ statt. Manche bezeichnen es auch als

„community meeting“. Aus jedem Haus kommen ein oder mehrere BewohnerInnen und es werden Themen und Fragen verhandelt, die alle angehen. Die gehen von Fundraisingaktionen über Putzpläne, Festvorbereitungen, Asylinformationen bis zu Werbung für Workshops, Begrüßungen und Verabschiedungen neuer BewohnerInnen und Freiwilliger.

In der Regel wird nicht pünktlich begonnen, sondern man wartet, bis möglichst viele anwesend sind und klopft auch noch einmal an die Haustüren, um die Runde zu vergrößern. Die Redebeiträge fallen vom Stil her sehr unterschiedlich aus: die einen bleiben sitzen und sagen ohne Umschweife, was sie vorschlagen oder was sie stört. Andere erheben sich und beginnen ihre Redebeiträge mit Worten wie: „Im Namen Gottes und der Menschenrechte begrüße ich euch alle und danke euch für eure Aufmerksamkeit..“

Jedes dieser Treffen beginnt damit, dass gemeinsam eine Zeit für die Länge des Treffens festgelegt wird und die Regeln dieses Miteinanders wiederholt werden. Die Regeln sind:

1. Jede/r spricht nur so lange, wie ein/e ÜbersetzerIn es sich merken kann. Inklusive Übersetzung sind die Beiträge nicht länger als zwei Minuten.
2. Wer sich meldet, kommt auf eine Liste, die zwischendurch immer wieder gezeigt wird, damit man weiß, wann man dran kommt.
3. Es gibt ein „Sprechobjekt“ (meistens war das ein Kleiderbügel oder ein Bumerang). Nur wer das Sprechobjekt in der Hand hat, spricht.
4. Persönliche Konflikte werden hier nicht verhandelt, dafür stehen das sozial-psychologische Team in kleinerem Rahmen zur Verfügung.
5. Unser Reden ist von Respekt und Toleranz geprägt.

Die Teilnehmenden sitzen in Sprachgruppen zusammen. Jeder Satz wird nachdem er ausgesprochen wurde, gleichzeitig von vorher bestimmten ÜbersetzerInnen in vier Sprachen übersetzt. In meiner Zeit waren es die Sprachen Englisch, Farsi, Arabisch, Französisch und eine somalische Sprache. Erst nach der Übersetzung spricht der/die Redende weiter.

Mir war deutlich, dass die dort Versammelten nicht nur eine Ad hoc Gemeinschaft darstellten, sondern auch eine Lerngemeinschaft waren. Da einige lange im Camp bleiben müssen, haben sie miteinander gelernt, ihre Treffen mit den oben genannten Regeln sehr diszipliniert durchzuführen. Und es gab eine Sprachkompetenz auf Augenhöhe, denn niemand konnte alle Sprachen sprechen und hatte so immer auch Verständnis für die Notwendigkeit der Übersetzung. Es gab nicht „die eine wichtige Sprache“, sondern von vorne herein viele wichtige Sprachen.

Mich haben diese Treffen sehr beeindruckt. Sie dauerten in der Regel 45-60 Minuten und ich habe gestaunt, wie viele Themen in dieser Zeit in fünf Sprachen verhandelt werden konnten. Für mich hat diese Form manchmal etwas von einem pfingstlichen Glück ausgestrahlt und war mir wie ein Vorzeichen davon, wie es im Reich Gottes sein wird.

In Berliner Gottesdiensten haben wir öfter auch BesucherInnen, die kein Deutsch verstehen. Manchmal setzen wir ihnen in unserer Gemeinde eine/n ÜbersetzerIn an die Seite, falls wir wissen, wer welche Sprache braucht und wer sie spricht und zur „Flüsterübersetzung“ bereit wäre. Ich habe mir angewöhnt, das dann auch in der Begrüßung zu Beginn des Gottesdienstes kurz anzumerken, damit das „Übersetzungsflüstern“ nicht irritiert, sondern eingeordnet werden kann. Dennoch haben wir in unseren Gottesdiensten und Treffen keine gelernte Übersetzungs- bzw.

Mehrsprachigkeitskultur. „Dann wird ja alles so langatmig“ oder „Die Schönheit des Gottesdienstes geht verloren“ sind Argumente, die uns bisher hinderten, diese einzuüben. Im Ergebnis jedoch schließen wir anderssprachige Glaubensgeschwister oder Interessierte faktisch aus dem Gottesdienstgeschehen aus – auch wenn wir das gar nicht so empfinden.

Die Aufteilungen der Gemeinden auch nach unterschiedlichen Sprachen mag für die einen identitätsstiftend und angenehm sein, weil sie sich im Vertrauten wiederfinden, aber sie hält uns auch voneinander fern. Bei den BewohnerInnentreffen im Camp Pikpa, aber auch bei katholischen und freikirchlichen Gottesdiensten auf der Insel habe ich erlebt, dass mehr Miteinander und Verständigung in verschiedenen Sprachen möglich ist, als wir in unseren Gemeinden oft annehmen. Niemand hindert uns, in dieser Frage experimentierfreudiger zu werden und dem Heiligen Geist mehr zuzutrauen. Immerhin ist er ja besonders begabt, Kommunikation über Sprachgrenzen hinweg zu ermöglichen.

### **6.3. Wie brauchbar sind wir als solidarische Kirche?**

Solidarität ist für Christenmenschen eine Haltung, in der Liebe menschheitlich gedacht wird, und ausgehend von der Zuwendung Gottes und unter Berücksichtigung machtpolitischer und ökonomischer Strukturen eine Zuwendung zu Benachteiligten gelebt wird, die in wechselseitiger Teilhabe und in der Orientierung an Gottes Verheißungen und Weisungen das gerechte und gute Leben aller zum Ziel hat.

Schon lange wollen wir als Kirche eine solidarische Kirche sein. Aber um eine solidarische Kirche mit den Opfern unserer Zeit zu werden, braucht es Voraussetzungen, die wir m.E. nicht oder nur begrenzt erfüllen. Es braucht Voraussetzungen, derer wir uns oft gar nicht bewusst sind.

Was wir glauben können und was wir tun sollen, steht uns nicht in starrer Form zur Verfügung. Im Gegenteil, gerade als protestantisch geprägte ChristInnen wissen wir, dass wir, um beurteilen zu können, was unserer Zeit gemäß ist, immer wieder neu urteilen müssen, neue Wege beschreiten müssen, um unseren Glauben zwischen Bibel und Weltnachrichten solidarisch zu leben. Mit anderen Worten: wir müssen die Zeichen der Zeit lesen und erkennen können. Wir brauchen zeitdiagnostische Kompetenz, um aus den vielen Ereignissen und Entwicklungen, diejenigen Ereignisse und Entwicklungen benennen zu können, die unserer besonderen und teilnehmenden Aufmerksamkeit bedürfen.

Biblich wird an zwei Stellen explizit von den „Zeichen der Zeit“ gesprochen, nämlich Mt 16,1ff und Lk 12,54 ff.<sup>24</sup> In beiden Fällen mit unterschiedlicher Pointierung schiebt Jesus die Aufgabe der Deutung der Zeichen der Zeit den Zuhörenden zu. Bei Lukas heißt es: „Er sprach aber zu der Menge: Wenn ihr eine Wolke aufsteigen seht im Westen, so sagt ihr gleich: Es gibt Regen. Und es geschieht so. Und wenn der Südwind weht, so sagt ihr: Es wird heiß werden. Und es geschieht so. Ihr Heuchler! Das Aussehen der Erde und des Himmels könnt ihr prüfen; warum aber könnt ihr diese Zeit nicht prüfen? Warum

<sup>24</sup> ansonsten gibt es die Bitte nach einem Zeichen, das als Beglaubigungszeichen prophetischer Rede von Zuhörenden gewünscht wird. Jesus verweigert diese Zeichen. In Mk 8,10ff. lässt er die bittenden Pharisäer schlicht stehen, nachdem er seufzte: „Was fordert doch dieses Geschlecht ein Zeichen? Wahrlich ich sage euch: es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben werden.“

aber urteilt ihr nicht auch von euch aus darüber, was recht ist?“ (Lk 12,54,ff.)

Ich verstehe diese Äußerung so, dass Jesus weder seinen Kritikern noch seinen Freunden die Arbeit abnimmt, die Zeichen der Zeit selbst zu erkennen. Und er spricht ihnen und uns die Kompetenz zu, dieses zu tun. Für den Kontext unserer kirchlichen Wirklichkeit heute ergeht diese Aufgabe an uns als einzelne und an uns als z.B. Gemeindegemeinderat, Synode etc.

Wenn wir uns darauf verständigen, die Zeichen unserer Zeit erkennen zu wollen und darin die besonderen Situationen zu benennen, die unserer Solidarität bedürfen, stoßen wir allerdings auf die Frage, welche Kompetenz wir in diesem Prozess haben bzw. was oder wer unsere Erkenntnis leiten soll. Stephanie Klein<sup>25</sup> verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass biblisch gerade die am Rand und die in Not diejenigen sind, die die Zeichen der Zeit erkannten. Bei der Geburt Jesu waren es die Hirten und die Intellektuellen (Weisen). Es sind Arme, Sünder, Frauen und Fremde, die die Heilsbotschaft Jesu verstehen. Sie führt weiter aus: „Damit ist ein *hermeneutischer Schlüssel* gegeben, die Zeichen der Zeit zu lesen und zu verstehen: Diese Geschichten erzählen darüber, dass wir die Erkenntnis der Zeichen der Zeit nicht aus unseren eigenen Wissenssystemen erlangen, in denen wir wie in einem *circulus vitiosus* gefangen sind. Vielmehr sind es jene, die außerhalb der Rationalitäten der Wissenssysteme stehen, die Exkludierten der Gesellschaft, die die Zeichen wahrzunehmen vermögen, weil sie ihnen in den Leib und das Leben gepresst sind, und die sie deuten können, weil sie ihre Fragen verändert haben: Sie hoffen und hören auf Gott und finden die Antwort in ihrem Herzen“.<sup>26</sup>

Diejenigen allerdings, die in unserer Kirche die Zeichen der Zeit beurteilen und ihre Handlungen an ihren Erkenntnissen ausrichten, gehören zum größten Teil **nicht** zu denen, die die Not würgt. Im Gegenteil: selbst in Gemeinden, die sich alle Mühe geben für und mit den Opfern ihrer Zeit solidarisch zu sein, finden sich in den Entscheidungsgremien fast nur VertreterInnen der bürgerlichen Mittelschicht. Kein/e Geflüchtete/r, niemand mit Migrationshintergrund, selten Hartz IV-EmpfängerInnen.

Bei den beruflich Mitarbeitenden bilden ebenfalls diejenigen die Mehrheit, die in abgesicherten Verhältnissen leben und zum Mittelstand zu zählen sind. Da wir darüber hinaus in einer Gesellschaft leben, deren Mitglieder großen Wert auf die Trennung von privatem und beruflichem bzw. öffentlichem Leben legen und damit auf den Schutz ihrer Individualität, Freiheit und Privatsphäre, ist uns manchmal gar nicht bewusst, dass all diese Voraussetzungen unseres Lebens auch unsere Art solidarisch zu sein, prägen. Wir wollen solidarisch sein, aber doch bleiben, die wir sind und behalten, was wir haben.

Besonders deutlich wird mir das im Spiegel der Geschichte vom reichen Jüngling. Ich bin davon überzeugt, dass inzwischen die privaten Vermögensverhältnisse eins der größten Tabus unserer Gesellschaft (auch in Kirchengemeinden) sind. Wer kein Geld hat und zum Amt muss, klagt darüber, kommt oft nicht mit dem Geld aus und macht meist kein Hehl daraus. Je mehr Geld aber jemand besitzt, umso stiller wird er oder sie, umso weniger

<sup>25</sup> Stephanie Klein, Die Zeichen der Zeit. Anmerkungen zu einem Ortswechsel theologischer Erkenntnis und diakonisch-pastoraler Praxis, in Pastoraltheologische Informationen, Zeichen der Zeit, 34. Jahrgang, 2014-1,25ff.

<sup>26</sup> a.a.O., 28

wird darüber gesprochen, als wäre die Frage des Besitzes kein Thema in der Nachfolge Jesu Christi, sondern ein nur privates. Allerdings mag diese Stille, dieses nicht Thematisieren der eigenen Vermögensverhältnisse im Lichte des Evangeliums auch etwas mit Scham zu tun haben. Man ahnt eben doch, dass man Vermögen nicht für sich behalten sollte, auch wenn so viele Argumente dafür sprechen.

„Und es fragte ihn ein Oberer und sprach: Guter Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? Jesus aber sprach zu ihm: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein. Du kennst die Gebote: »Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden; du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!« Er aber sprach: Das habe ich alles gehalten von Jugend auf. Als Jesus das hörte, sprach er zu ihm: Es fehlt dir noch eines. Verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach! Als er das hörte, wurde er traurig; denn er war sehr reich. Da aber Jesus sah, dass er traurig geworden war, sprach er: Wie schwer kommen die Reichen in das Reich Gottes! Denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes komme. Da sprachen, die das hörten: Wer kann dann selig werden? Er aber sprach: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.“ (Lk 18,18-27)

Ich sehe einige „reiche Jünglinge“ in meiner Umgebung. Sie sind nicht „sehr“ reich, jedenfalls nicht im deutschen Kontext, im globalen schon.<sup>27</sup>

Der reiche Jüngling ist traurig. Jesus sieht das und reagiert noch einmal: „Da aber Jesus sah, dass er traurig geworden war, sprach er: Wie schwer kommen die Reichen in das Reich Gottes! Denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes komme.“ (Lk 18,24f.)

Ich sehe diese Trauer in meiner Umgebung, ich sehe Menschen, die als ältere Singles leben und sich nach Fülle und Kommunikation und Zärtlichkeit sehnen, aber letztlich bei der Frage, wie sie mit ihrem Geld umgehen, auf Sicherheit setzen. Sie spenden durchaus für Zwecke, die ihnen einleuchten, aber sie bleiben allein. Sie finden das Engagement für Flüchtlinge wichtig, aber könnten sich nicht vorstellen, mit ihnen unter einem Dach zu leben. Sie halten Distanz.

Das gilt auch für viele in Kirchengemeinden engagierte Paare und Pfarrer und Pfarrfrauen. Sie sind so beschäftigt und tun so viele vermeintlich sinnvolle Dinge, dass ihnen das eigene korrumpiert Sein durch ihren gesellschaftlichen Status nicht bewusst wird. Oder anders gesagt: Die Zugehörigkeit zur bürgerlichen Mittelschicht verhindert in unserer Kirche oft eine existenzielle Solidarität. Es werden innere und äußere Kompromisse gefunden, um der Radikalität des Rufes Jesu in die Nachfolge zu entgehen. (Natürlich betreffen mich diese Beobachtungen genauso, ich „bin nicht außen vor“.)

Das allerdings führt dann dazu, dass der Begriff „Solidarität“ möglicherweise benutzt wird und auch auf einer „Deklarationsebene“ beschrieben wird, aber Solidarität nur begrenzt gelebt wird. So heißt es z.B. in der Erklärung „Für eine Zukunft in Solidarität

<sup>27</sup> Vgl: <http://www.arm-und-reich.de/verteilung/vermoegen.html>; „Ein deutscher Haushalt verfügte 2014 nach Abzug der Schulden im Durchschnitt über 214.000 Euro – .. Dieser Durchschnittswert sagt aber wenig über die tatsächlichen Verhältnisse. .. Statistiker betrachten deshalb neben dem Durchschnitt noch den Median. Reiht man alle Haushalte nach ihren Vermögenswerten auf, ist damit genau der mittlere Haushalt gemeint: Die eine Hälfte der Haushalte ist ärmer, die andere reicher. Der Vermögensmedian beträgt in Deutschland rund 61.000 Euro und damit rund ein Viertel des Durchschnitts. Der große Unterschied zeigt, dass die Vermögen in Deutschland ziemlich ungleich verteilt sind“.

und Gerechtigkeit“<sup>28</sup> „Die Kirchen sollen erfahrbar werden, als...Orte der Umkehr und Erneuerung, an denen Menschen sich verändern, auf ihre Mitmenschen und ihre Nöte aufmerksam werden und alte Verhaltensweisen ablegen, als Orte der Solidarität und Nächstenliebe, an denen untereinander und für andere die je eigene Verantwortung bejaht und praktiziert wird.“<sup>29</sup>

Nach meinem Eindruck wird die oben genannte Praxis durch unser Sicherheitsbedürfnis begrenzt. Efi Latsoudi hat in einem Gespräch gesagt: „Die Sehnsucht nach Sicherheit hält uns fern vom echten Leben.“ Zu Solidarität gehört ein sich Einlassen auf die Opfer unserer Zeit. Das ist ein offener und ungesicherter Prozess, der mit gegenseitigen Irritationen verbunden ist - aber eben auch mit Erfolg verbunden sein kann. Im Interview sagt Efi Latsoudi: „Was mich und andere in dieser Arbeit stärkt, ist, dass das, was wir erträumen und glauben, möglich werden kann, wenn wir gemeinsam aktiv sind. Für mich hat diese Erfahrung den Unterschied gemacht: Wir müssen nicht in unseren Träumen und im Klagen festhängen, wir können den Unterschied herstellen (we can do the difference). Aber wir können es nicht allein; es ist immer eine harte und kollektive Arbeit in Netzwerken mit vielen Menschen“.

Pikpa ist ein Projekt, das den Unterschied markiert. Pikpa zeigt: eine andere und sehr menschliche Form der Begleitung von Flüchtlingen ist möglich – selbst in einer gesellschaftlichen Situation und Umgebung, die dies zunächst unmöglich erscheinen ließ.



Beim Gründonnerstagspicknick der Gemeinschaft, Foto: U. Gniewoß

Zur gelebten Solidarität gehört jedoch noch ein weiterer Aspekt, der gerade bei uns protestantischen Menschen oft zu kurz kommt: Die Freude. Sowohl in Pikpa als auch in unseren Kirchengemeinden erlebe ich häufig, dass wir der Freude zu wenig Raum geben, der Freude über ein gelungenes Kirchenasyl, der Freude über eine Familienzusammenführung, der Freude über einen Menschen, der wieder lächeln kann, weil er eine neue Perspektive im Leben gefunden hat, der Freude darüber, dass wir leben. So wie wir uns Zeit genommen haben für die Klage, für Diskussionen und Pläne, für

<sup>28</sup> Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit, Wort des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, 1997, Quelle: [https://www.ekd.de/sozialwort\\_1997\\_hinfuehrung.html](https://www.ekd.de/sozialwort_1997_hinfuehrung.html)

<sup>29</sup> a.a.O., 105



Anträge und für das Zuhören und Mittragen der Trauer, so soll auch die Freude ihre Zeit haben. Wir kommen aus der Balance, wenn wir die Freude nicht gestalten und genießen.

In Pikpa tauchten öfter alle möglichen Künstler auf. Sie kamen, um ihre Gaben und Freude zu verschenken. So kamen Clowns und Magier, aber auch Musiker. Die Clowns zogen zu Beginn mit lauter Musik durch das Camp und gaben dann eine Vorstellung. Wer konnte, kam dazu. Es wurde viel und lauthals gelacht, Erwachsene und Kinder wurden in das Programm einbezogen und immer mal wieder musste einer der Hunde zurückgerufen werden, der sich auch beteiligen wollte. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung. Einmal gab es ein Konzert von kretischen Musikern in Mytilini. Eine Freiwillige aus Pikpa fragte die beiden nach ihrem Konzert, ob sie nicht am nächsten Tag nach Pikpa kommen könnten, um für die Gemeinschaft zu singen. Am nächsten Tag saßen die beiden mit ihren Instrumenten vor der Küche und sangen. Immer mehr Kinder und Erwachsene fanden sich ein und sangen mit.



Clowns in Pikpa, Foto: U. Gniewoß

Oft wurden Feste gefeiert (für alle ohne Alkohol), Baumpflanzfest, Abschiedsfeste, Zuckerfest und Feste nur aus Lust am Miteinander und Tanzen.

Manchmal wurden dabei kleine Videos gezeigt oder kurze Reden gehalten, aber meistens bestanden die Feste vor allem aus Essen und Tanzen. Kaum wurde die Musik angestellt, begannen die ersten Bewohner zu tanzen. Kurz darauf tanzten auch die Bewohnerinnen - nicht mit, sondern neben den Männern, mit und ohne Hidschab. Und die internationalen Freiwilligen und Kinder tanzten mit allen.

Beim letzten mal mittendrin ein schwer an Krebs erkrankter älterer syrischer Bewohner, der etwas zusammengesackt am Rand der Tanzfläche auf einer Bank saß. Er trug einen Anzug, den er sich im Shop ausgesucht hatte. Den trug er immer, wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigte. Als ein jüngerer Mann ihn zum Tanzen aufforderte, erhob er sich

und ließ sich von der Musik mitnehmen. Er tanzte hingebungsvoll und schön, er tanzte wie einer, der das Leben sehr liebt.

Da es Kamelen nicht verboten ist, durch Nadelöhre zu gehen und wir bei unseren ernsthaften Solidaritätsbemühungen auch Gesegnete sind, kommt auf unserem Weg vielleicht auch Freude auf. Geb's Gott.

## **7. Nachwort**

Allen Menschen in meiner Kirche und Gemeinde, die mir diese Studienzeit ermöglicht haben, bin ich sehr dankbar. Meine Reich-Gottes-Lust wurde angefacht und es ging mir in den so vielfältigen und reichen Begegnungen in Pikpa und auf der Insel trotz allem Schweren einfach gut. Dankeschön!

## **8. Anhänge**

Im Folgenden findet sich ein Dokument vom Überleben einer Mutter und ihrem Kind im Meer, das die OrganisatorInnen von Lesbos Solidarity im Jahr 2015 verbreitet haben. Des weiteren sind beispielhaft zwei SpenderInnenbriefe angehängt, die zeigen, wie ich Kontakt zu SpenderInnen gehalten habe.

### **8.1. Ein Wunder im Todesmeer**

Das Netzwerk „Dorf der alle zusammen“ auf Lesbos kümmert sich auch um würdige Beerdigungen der Ertrunkenen, was alle als sehr belastende Aufgabe erleben. Daher haben die OrganisatorInnen ein Ereignis im Sommer 2015 als Wunder gefeiert und mussten es weitererzählen. Sie schreiben: „Jetzt haben wir ein wirkliches Lebenswunder erlebt nach so vielen Toten. Aber wir schreien: das Leben von Flüchtlingen darf nicht von Wundern abhängen. Eine Frau, die mit ihrem Kind flieht und Angehörige in Belgien hat, sollte niemals ihr Leben riskieren müssen. Wir müssen dieses tödliche Grenzregime sofort verändern. Unsere Küste ist eine Küste des Lebens und nicht des Todes.“ Hier folgt der Bericht der Überlebenden.

„Ich heiße Nasimgul. Wir sind in Gazni in Afghanistan gestartet. Aufgrund der schlechten Situation in Afghanistan mussten wir fortgehen. Es war Krieg und ich musste weggehen. Wir wollten nicht nach Europa gehen. Wir wollten im Iran bleiben, wo meine Mutter lebt. Aber als wir dort ankamen, mussten wir nach zwei Monaten realisieren, dass die Situation dort für uns so schlecht war wie in Afghanistan. Deshalb entschieden wir, weiter nach Europa zu gehen.

Wir haben unsere Reise in der Türkei gestartet, blieben ein paar Tage in Istanbul und warteten dann um nach Griechenland weiterreisen zu können. Beim ersten Versuch war das Boot, das uns nach Griechenland bringen sollte, kurz nach unserem Start kaputt – es

verlor Luft. Alle Menschen schrien vor Angst. Wir schafften es, zurück zu kommen, mit der wenigen Luft im Boot. Wir ließen meine Mutter dann zurück. Sie hat Probleme mit dem Herzen und muss zwei mal in der Woche im Krankenhaus behandelt werden.

Im Iran hatte ich von einigen Menschen Geld erbettelt, um nach Europa kommen zu können. Ich wollte, dass meine Tochter im Frieden aufwachsen kann, ohne Krieg. Der zweite Versuch über das Meer zu kommen, war mitten in der Nacht. Nach einer halben Stunde auf dem Meer wurde das Wetter schlecht und es gab große Wellen. Ich saß in der Nähe des Motors und hielt meine Tochter Jasna. Eine Welle ergriff uns und wir fielen ins Meer. Drei Männer fielen auf mich. Ich geriet unter Wasser und versuchte mit meiner Hand Jasnas Mund zu halten, damit sie kein Wasser schluckt. Wir können nicht schwimmen. Dann kam eine weitere Welle und nahm Jasna von mir weg. Ich verlor Jasna. Ich habe gebrüllt und ihren Namen geschrien: „Jasna, Jasna“. Ich hörte ihre Stimme antworten und weiß nicht, was dann passierte. Mein Cousin schrie: „Jasna ist bei uns. Sei vorsichtig und versuch zu uns zu kommen“. Aber dann merkte ich, dass sie immer weiter weg getrieben wurden. Ich hörte sie noch beten: „Gott ist groß“.

...

Es war Nacht. Ein großes Boot kam vorbei. Ich schrie: „Hilfe, Hilfe“, aber niemand hörte mich. Ich betete, dass Jasna doch sicher ankommen möge. Ich hätte sie nicht mitnehmen sollen. Die Reise war so gefährlich und ich wusste das doch vorher. Wenn Jasna stirbt, ist es meine Schuld. Am Morgen so gegen 7.00 Uhr, sah ich noch einmal ein Schiff. Ich schrie. Aber sie haben mich nicht gesehen. Ich hatte meine Uhr um. Immer wieder schaute ich auf meine Uhr und dachte: in einer Stunde werde ich aus dem Wasser raus kommen. 18 Stunden lang habe ich gehofft.

Nach einigen Stunden im Meer, versuchte ich mein Handy aus der Plastikverpackung herauszunehmen um anzurufen. Ich wählte eine Nummer, aber dann kam eine Welle und machte es ganz nass, so dass ich es nicht mehr benutzen konnte. Ich habe gefroren und das Meer war voller Wellen. Mittags sah ich einen Hubschrauber. Er kehrte um und sah mich nicht. Als der Hubschrauber weg war, dachte ich, jetzt weiß nur Gott, was passieren wird, sie haben mich nicht gesehen. Ich habe gebetet. Dann kam ein anderer Hubschrauber, auch er sah mich nicht. Nachdem der zweite Hubschrauber weg geflogen war, war meine Rettungsweste voll gesogen mit Wasser und sehr schwer und ich dachte, dass ich sie los werden muss. Ich zog sie aus und auch alles andere was schwer war, meine Schuhe. Ich wurde leichter, aber in dem Moment, als ich die Rettungsweste ausgezogen hatte, begann ich zu sinken. Ich kann nicht schwimmen und schluckte Wasser. Ich versuchte zu Felsen zu kommen, die ich sah.

Ich sprach zu Gott und sagte: „Errette mich aus diesen Wellen“. Noch zwei Wellen und ich lag auf dem Felsen. Ich erwachte, weil ich Schmerzen hatte. Ich bin hoch gekrochen, ich hatte keine Schuhe, es war kalt und windig und dunkel und so bin ich einen Hügel hoch gestiegen. Ich sah keine Häuser, nur zwei Elektroleitungen und ich dachte: hier müssen irgendwo Häuser sein. Als ich den Berg hochstieg, fand ich erst einen Flip Flop und später noch einen Schuh. Ich zog sie an. Dann sah ich ein Haus. Ich war erschöpft. Dort saß ein alter Mann mit zwei Schafen. Er sagte etwas, aber ich verstand ihn nicht und ich dachte, er wolle vielleicht mein Handy stehlen. Ich war erschrocken und rannte weg.

Nach 10 Minuten bin ich zurück gegangen. Dann sah ich zwei Frauen und war glücklich. Ich bin zu ihnen gegangen und gab ihnen meine Hand. Die Frauen reagierten erschrocken, weil mein Gesicht verbrannt war. Ich ging mit ihnen ans Meer und versuchte ihnen klar zu machen, dass ich aus der Türkei gekommen war und nach meinem Kind suche. Sie verstanden, dass ich aus der Türkei gekommen war, aber sie verstanden nicht, dass ich mein Kind suche. Ich bat um Wasser, sie brachten zwei Flaschen und ich trank beide leer. Sie sagten: „Trink nicht soviel“. Sie brachten mir ein Sandwich und ich aß es. Dann fiel ich in Ohnmacht. Die Menschen hatten in mich eine Decke gewickelt. Ich wachte im Krankenhaus auf. Da war erstmal niemand. Ich dachte, alle sind tot, ich bin die einzige Überlebende.

Ich weinte und weinte, bis mich der Arzt fragte: „Warum weinen Sie?“ Ich sagte: „Ich habe mein Kind verloren, meine kleine Tochter. Ihr Name ist Jasna“.

Dann kam Mohammedi und sagte: „Deine Tochter hat überlebt, sie ist bei uns. Dir wird es besser gehen“. Ich konnte ihm nicht glauben, dass Jasna lebt, aber er sagte: „Sie haben alle überlebt, sie sind alle bei uns in unserem Zentrum.“ Dann brachten sie Jasna und als ich in den Flur des Krankenhauses ging, sah ich Jasna dort auf einem Stuhl sitzen. Ich war so glücklich. Ich werde diese Geschichte nie vergessen. Ich hätte nie geglaubt, dass ich 18 Stunden im Meer überleben kann, obwohl ich nicht schwimmen kann. Das, mein Gott, werde ich nie vergessen. Solange ich lebe, werde ich das erinnern. Jetzt bin ich glücklich und ich werde nie vergessen, wie ihr mir hier geholfen habt. Ich werde meine Reise fortsetzen.“

## **8.2. Briefe an SpenderInnen**

'Synodale Arbeitsgruppe Flucht und Migration'  
des Kirchenkreises Oberes Havelland,  
Pfarrerin Ute Gniewoß

Velten, den 2.11.2015

Liebe Spender und Spenderinnen, liebe Interessierte!

Gerade aus Lesbos zurückgekehrt, möchte ich einige Eindrücke mit euch teilen. Zunächst: herzlichen Dank für die Spenden. Ich konnte (besonders aufgrund einer Großspende) 7500,-€ übergeben, die sehr dankbar in Empfang genommen wurden. Das Netzwerk „Dorf der alle zusammen“ lebt nur von Spenden, um seine Aktivitäten zu finanzieren, aber Gott sei Dank sind es einige Menschen aus unterschiedlichen Ländern und auch aus Griechenland, die spenden.

Im Zentrum des Netzwerkes „Pikpa“ werden zur Zeit zwischen 100 und 150 Menschen betreut und versorgt. Es sind besonders verletzte Menschen, die in Pikpa landen: Schwangere, Behinderte, Menschen, die Angehörige bei einem Schiffbruch verloren haben... Sie bleiben einige Tage oder auch Wochen, je nach ihrer Möglichkeit weiterzukommen. In einer großen Küche werden pro Tag zwischen 1000 und 2000 Essen von Freiwilligen gekocht, die dann in den Registrierungsstellen auf der Insel an

Flüchtlinge verteilt werden. Es werden zwei Übersetzer vom Netzwerk bezahlt und eine Krankenschwester. Zwei Projekte sind in Vorbereitung: ein Restaurant, in dem Flüchtlinge mitarbeiten und das nur sehr preisgünstiges Essen ausgibt und ein Nähprojekt, bei dem Taschen aus den am Strand liegenden Rettungswesten hergestellt werden sollen, die dann verkauft werden.

Für mich grenzte es an ein Wunder, dass all diese Aktivitäten laufen und vorbereitet werden, denn es gibt dort für niemanden so etwas wie ruhiges Planen und Arbeiten. Die menschlichen Schicksale, mit denen alle Helfenden dort täglich konfrontiert sind, sind monströs. Während meines Aufenthaltes gab es einen größeren Schiffbruch, vier Tote wurden gleich geborgen, 12 in den nächsten Tagen, aber wie viele es waren, weiß niemand, weil nicht klar war, wie viele Menschen auf dem Schiff waren. Da das Netzwerk darauf besteht, dass jeder Tote würdig beerdigt wird und sie nicht so schnell beerdigen konnten, wie es Tote gab, war gerade eine große Kühlanlage für Leichen angeschafft worden – für die Opfer eines Schiffbruchs, der einige Tage zuvor geschehen war. Die Überlebenden des letzten Schiffbruchs sind in Pikpa untergekommen und das Netzwerk bemüht sich um psychologische Begleitung, aber die Situation bleibt einfach furchtbar. Eltern befinden sich im seelischen und geographischen Niemandsland, plagen sich mit der Frage nach Schuld und wissen oft nicht gleich, wo, wie und mit welchem Geld ihre Kinder beerdigt werden können. Im Krankenhaus wird um jedes Leben gekämpft, Schwerverletzte werden nach Athen ausgeflogen, aber gerade Kinder sterben schnell an Unterkühlung.

An einem Tag war ich ich in Sikamnia, wo viele der überbesetzten Schlauchboote ankommen. Freiwillige stehen auf der griechischen Seite und sobald ein Boot in Sichtweite ist, winken sie mit Fahnen und ihren Armen und rufen laut um das Boot an eine sichere Stelle zu dirigieren und den Menschen im Boot Mut zu machen. Einmal war ein Motor ausgefallen und es wurde eineinhalb Stunden so gewunken und gerufen, bis die ankommende Gruppe es mit Paddeln geschafft hatte. Dann taumeln die Menschen aus den Booten, werden willkommen geheißen und vielen wird eine Rettungsfolie umgelegt. Fast alle sind nass und viele haben keine Wechselkleidung, weil sie kaum Gepäck mitnehmen durften. Eine Zusammengebrochene wurde mit Sauerstoff versorgt, in ein privates Auto gepackt und unter Hupen von Freiwilligen zu einem Arzt gebracht. Die Ankommenden wissen, dass sie eine lebensgefährliche Fahrt hinter sich haben – man sieht es ihnen an. Die meisten gehen dann los, zu Fuß und weit, um zur Registrierungsstelle zu gelangen. Je schlechter das Wetter wird, um so preisgünstiger und gefährlicher wird die Überfahrt (im Sommer kostete sie ca. 3000,-€, jetzt sind es etwa 1000,-€). Aber die Menschen kommen, weil sie keine Alternative haben. Sie werden weiter diesen Weg nehmen und es werden weiter viele dabei umkommen, wenn es nicht gelingt z.B. den Langweg wieder zu öffnen oder die Geflohenen gleich mit guten Schiffen an der Türkischen Küste abzuholen und in ein sicheres Land zu bringen. Was hier geschieht, ist ein Verbrechen.

Auf der Insel müssen die Flüchtlinge dann lange Fußwege zurücklegen, manche nehmen ein Taxi und ein paar Busse fahren auch, aber die meisten laufen. Nach der Registrierung, die manchmal Tage dauert, warten sie dann im Hafen von Mytiline auf ein Schiff. Warme Kleidung und Decken werden in großen Mengen gebraucht. Einer meiner Jobs in diesen Tagen war es, Kleidung zu sortieren und dann im Hafen oder in Sikamnia zu verteilen.

Nicht wenige Flüchtlinge verbringen all diese Tage draußen, weil die Zelte in den Camps nicht reichen. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes hat es ununterbrochen geregnet und die Menschen waren nass bis auf die Haut. So standen sie dann in der langen Schlange in der Registrierungsstelle Moria und wenn sie endlich das ersehnte Papier hatten (in dem ihnen bescheinigt wird, dass ihre Abschiebung um 30 Tage verschoben wird), wussten sie nicht, wie sie dieses Papier trocken weiterbefördern konnten, weil alles nass war.

Manche der Geflohenen hatten bei ihrer Ankunft in Lesbos 20 Tage Flucht hinter sich, aber andere waren schon über zwei Jahre unterwegs, weil sie nicht nach Europa kommen wollten und erst versucht haben, in den Nachbarländern Syriens und Afghanistans bleiben zu können. Manche hatten einen eigentümlich tapsigen Gang – erst nach einer Weile habe ich verstanden, dass sie Blasen an den Füßen hatten und daher vermieden, den Fuß abzurollen. Was auf Lesbos geschieht, ist nur eine Station der Flucht. Wer bei uns in Deutschland ankommt, hat viele Stationen hinter sich und wir sehen es den Menschen nicht an. Wir wissen nicht, wie viel Gewalt und Gefängnisaufenthalte sie hinter sich haben. Wir sehen nicht, wo überall auf der Welt ihre Angehörigen sind und wie viele aus ihrer Familie umgekommen sind. Wir wissen nicht, wo die Gräber sind, zu denen sie nicht mehr gehen können. Mir wurde noch einmal klar, dass wir das unbedingt in Kopf und Herz haben müssen, wenn wir ihnen hier begegnen.

In all diesem Chaos gibt es aber eine gute Nachricht: Jeden Tag stehen Menschen in Pikpa und sagen: „Hier sind wir, was können wir tun?“ Freiwillige aus Griechenland, aus allen europäischen Ländern, selbst aus den USA und Australien tauchen auf und helfen. Manchmal finden sie nicht gleich eine Aufgabe und auch unter den ungefähr 50 (*später erfuhr ich, dass es an die 100 waren*) Organisationen, die auf der Insel tätig sind, gibt es kaum Koordination. Aber die Freiwilligen sind da und packen an. Eine Gruppe von Polizisten aus Madrid macht ihren Urlaub und hilft von morgens bis abends am Meer. Eine Australierin winkt seit vier Monaten am Strand die Ankommenden heran. Eine Niederländerin hat Wohnung und Arbeit aufgegeben, um hier zu helfen. Ihren Unterhalt finanziert sie durch die Unterstützung von Freunden und Bekannten, die sie regelmäßig in einem Blog informiert. In Pikpa sortieren Menschen aus fünf verschiedenen Ländern die ankommende Kleidung. Ein Ehepaar aus Hamburg hat zehn Zelte organisiert; sie werden aufgebaut und gleich mit Menschen gefüllt. Ein Paar aus Berlin finanziert den Sprachunterricht und die Beschäftigung mit den Kindern. Ein griechisches Ehepaar stellt sein Hotel für Helfer zur Verfügung und versorgt sie kostenlos. Eine Dokumentarfilmerin fängt tagelang Bilder ein, um vielleicht einmal einen Film daraus machen zu können. Eine Schweizerin hat gerade ihr Studium beendet und „will jetzt etwas Sinnvolles tun.“ Eine Gruppe von Clowns macht Programm und Musik für die Kinder in den Camps.

Und diejenigen, die diese Arbeit schon lange tun und vor Ort leben, nehmen sich oft in den Arm, weinen zusammen und drücken sich. „Was stärkt euch in dieser Arbeit?“ habe ich am letzten Abend einige der OrganisatorInnen gefragt. „Die Solidarität, die wir erleben und die Hoffnung, dass es so nicht bleiben muss, wie es jetzt ist“, war die Antwort.

Für Rückfragen stehe ich gerne zur Verfügung. Im nächsten Jahr werde ich wieder nach Lesbos reisen. Da das „Dorf der alle zusammen“ seit Kurzem auch eine eigene juristische Struktur hat, können Spenden jetzt auch zwischendurch von uns weitergeleitet werden.

Bitte geben Sie diesen Brief an Interessierte weiter und werben Sie um Unterstützung.  
Ich danke Ihnen und euch ganz herzlich, Ute Gniewoß

Brief an SpenderInnen September 2018:

Lesbos, den 2.9.2018

Liebe Spenderinnen und Spender, liebe Interessierte,

mit diesem Brief wollen wir euch neue Eindrücke von dem Flüchtlingsprojekt „Lesvos Solidarity“ auf der Insel Lesbos weitergeben und davon erzählen, wofür eure Spenden eingesetzt wurden. Wir, das sind Nele Poldrack aus der Kirchengemeinde Leegebruch und Ute Gniewoß aus der Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion.

Abends sitzen wir am Meer. Es ist früh dunkel hier, aber immer noch schön warm. Wir lassen die Eindrücke des Tages an uns vorüber ziehen. Am Horizont sehen wir eine kleine blinkende Lichterkette. Dort sind Häuser und Dörfer genauso wie hier an der Küste. Dort ist die Türkei, hier sind wir in Griechenland. Dieses Stück Meer haben fast alle Flüchtlinge im Schlauchboot überquert, mit denen wir in den letzten Tagen zu tun hatten. Im gesamten Mittelmeer sind in den letzten vier Jahren 15 000 Menschen ums Leben gekommen. Das Sterben geht immer noch weiter. Es ist eine humanitäre Katastrophe in unserer Zeit und wir können unseren Kindern nicht sagen, dass wir nichts davon gewusst haben.

Der Vollmond geht orange über dem Meer auf. Alle Gäste recken ihre Häuse, um ihn gut sehen zu können. Der Mond ist schön. Und was wir in den letzten Tagen im Flüchtlingscamp Pikpa an Einsatz und Freundlichkeit erleben durften, war auch schön.

Wir arbeiten im „Shop“ oder wie manche sagen in den „Pikpa Boutique“ im Flüchtlingscamp „Pikpa“. Gebrauchte Kleidung wird sortiert und an die Flüchtlinge weitergegeben. Die meisten haben einen Termin, denn sonst wird's in dem kleinen Raum zu chaotisch. Heute kommen u.a. zwei afrikanische Frauen. Sie haben am gleichen Tag ihre Babies bekommen, die jetzt drei Wochen alt sind. In Pikpa sind sie gerade erst angekommen und brauchen fast alles. Wie selbstverständlich sprechen sie uns mit „Mother“ an und wie selbstverständlich geben sie uns ihre Babies. So sitzt dann Ute mit den Babies im Arm auf einem Stuhl und Nele zeigt den Frauen, wo sie finden, was sie brauchen. Stark und selbstbewusst sind die beiden. Sie gehen sehr aufrecht und ihre Haare sind kunstvoll arrangiert. Später bei einer Versammlung der Freiwilligen erfahren wir, dass sie in einer Woche eine Babyparty machen wollen. Viele überlegen, wie sie sich an der Party beteiligen können. Wir wissen nicht, was diese beiden alleinstehenden Frauen hinter sich haben. Wir wissen nur, dass sie es in dem berüchtigten Camp Moria nicht mehr ausgehalten haben. Wir sind sehr bewegt davon, wie aufrecht und würdevoll sie uns voller Vertrauen entgentreten.

Uns fällt auf, dass es inzwischen viele hilfreiche Strukturen für die Bewältigung der

Arbeit gibt. Das sehen wir im „Shop“, wo wir fachkundig in unsere Aufgaben eingewiesen wurden und schon eine Liste mit abzuarbeitenden „Kundenterminen“ vorfanden. Das Gelände wirkt insgesamt sehr friedlich und ansprechend. Viele der BewohnerInnen sind in Aktivitäten eingebunden, gehen in den Unterricht oder in ihre kleinen Jobs und die Kinder sind in zwei eigenen Kindergärten gut versorgt.

Außerdem gibt es inzwischen viele Teams, die mit Freiwilligen besetzt sind und ganz unterschiedliche Aufgaben haben. Die Kommunikation zwischen den Teams klappt über Teamsitzungen und Emails gut. So gibt es ein Küchen- und Lebensmittelverteilungsteam und eine Gruppe, die ständig repariert, konstruiert und baut. Ein Team kümmert sich um Fundraising und internationale Kontakte, eins um Außenaktivitäten und Events, in die soweit wie möglich auch die lokale Bevölkerung einbezogen wird. Die BewohnerInnen sind auf verschiedene Weise auch in die Organisation des Camps eingebunden, z.B. mit Reinigungsdiensten, Kochen und Backen. Einmal in der Woche können sie beim „residents meeting“ miteinander und mit den Leitenden diskutieren und Vorschläge einbringen. Manches wird umgesetzt.

Beeindruckt waren wir auch von der verabschiedeten „Constitutional map“, einer Art Grundordnung für die Aktivitäten von Lesbos Solidarity, die gleichermaßen den Geist der Freiheit und der Verbindlichkeit für alle Beteiligten atmet. (Wer das Schriftstück auf Englisch haben will – wir schicken es auf Wunsch per email zu).

In Pikpa leben zur Zeit etwa 100 Menschen, fast die Hälfte davon sind Kinder. Es sind nach wie vor Menschen, die besonders verletzlich sind: Behinderte, schwer Traumatisierte, Kinder, Schwangere, Schwule und Transsexuelle, Alte und chronisch Kranke. In den meisten Stereotypen von Flüchtlingen tauchen sie jedoch nicht auf. Bei dem Begriff „Flüchtling“ denken viele an alleinstehende junge starke Männer – aber nein, auch diese Menschen hier sind auf der Flucht. Wir begegnen z. B. einer jungen Frau im Rollstuhl. Wie ist sie hierher gekommen? War der Rollstuhl im Schlauchboot? Wer hat ihr geholfen?

Die Versorgung dieser Hundert Menschen wird ausschließlich durch Spenden finanziert (Essen, Rechtsberatung, psychologische Beratung, Anwälte, ärztliche Betreuung, Bustickets... ) Darüber hinaus wird mit Spendenmitteln das Bildungszentrum „Mosaik“ finanziert, an dem 30 Lehrkräfte arbeiten (auch viele Flüchtlinge aus Moria besuchen hier Sprachkurse, gehen in den Chor oder nehmen die Kreativangebote wahr). Auch der Aufbau des Restaurants „NAN“ (übersetzt: Brot) wurde mit Spenden bezahlt. Dieses Restaurant arbeitet inzwischen, 10 Leute haben einen Arbeitsplatz, fünf Flüchtlinge und fünf GriechInnen. Es ist gut besucht, die Gerichte kommen aus der ganzen Welt, das Essen ist preiswert und sehr lecker. Die Rohprodukte sind hochwertig und kommen zum größten Teil aus der Region.

Wer in Pikpa arbeitet, bekommt in der Regel kein Geld, sondern nur ein tägliches Essen und Bustickets. Im Moment sind etwa 20 Freiwillige aus ganz Europa da. Wenigen Freiwilligen wird, wenn sie länger bleiben können, ein kleines Arbeitsendgeld gezahlt. Auf diese Weise wird die Kontinuität der Arbeit gesichert. Dieses Angebot bekommen



nur Freiwillige, die durch hohen Einsatz und Kompetenz aufgefallen sind.

Uns berührt, dass es hier eine eingeübte und sehr angenehme Kultur der Wertschätzung gibt. Immer wieder heißt es „Welcome, what can we do for you?“ Es wird viel gelobt, geklatscht und nach dem Wohlergehen des Gegenübers gefragt.

Abgesehen von Pikpa ist die Situation der Geflüchteten auf der Insel aber dramatisch. In dem großen Camp Moria leben etwa 10 000 Menschen, Kämpfe und Selbstmordversuche sind an der Tagesordnung. Besonders verletzbare Menschen gehen hier unter; Pikpa kann nur wenige von ihnen aufnehmen, sehr viele erhalten nicht den Schutz, den sie brauchen. Wir lernen einen jungen Iraker kennen, der fließend deutsch spricht. Er war nach drei Jahren in Deutschland so von Heimweh geplagt, dass er seine Eltern wiedersehen wollte und zurückging. Er traf seine Eltern, aber die Situation war so gefährlich, dass er wieder auf die Flucht ging. Nun lebt er hier und kann bisher nicht nach Deutschland zurück. Er hilft als Freiwilliger in Pikpa und lebt in Moria. Er erzählte uns, dass eine Freiwillige ihm eine schöne Unterkunft für einen Monat besorgt hat, damit er sich mal für kurze Zeit von Moria erholen kann.

Viele hier sehen überhaupt keine Perspektive, da sie die Insel nicht verlassen können und die Abschiebung in die Türkei fürchten. Das oft monatelange oder für manche jahrelange Warten ist mit großem Stress verbunden. Allerdings entscheiden sich zunehmend Flüchtlinge, in Griechenland zu bleiben und hier einen Asylantrag bis zum Ende zu bringen. Dies ist wahrscheinlich eine direkte Reaktion auf den EU-Türkei Deal, denn seit 2016 steigen die Zahlen und lagen im Jahr 2017 schon bei 58 000 Anträgen. 46% der Flüchtlinge bekommen „im ersten Anlauf“ Asyl in Griechenland! Die Flüchtlinge haben sofort die Möglichkeit zu arbeiten, allerdings gibt es keine Integrationsprogramme und die finanzielle Versorgung ist mehr als schlecht. Ein Mann aus Pakistan erzählt uns, dass er 90,-€ pro Monat als Hilfe vom UNHCR erhält. Er teilt sich ein Zimmer mit einem Kumpel und bezahlt für das Zimmer 75€. Arbeit findet er nicht. Auch viele Griechen sind nach wie vor arbeitslos - in der Altersgruppe der 35 bis 50 Jährigen sind es etwa 20%. Da auf Lesbos noch dazu der Tourismus dramatisch zurückgegangen ist, hat ein Flüchtling kaum eine Chance auf legale Arbeit.

Für uns ist klar, dass die Arbeit in Flüchtlingsinitiativen in Deutschland genauso sinnvoll ist wie die Arbeit hier. Der Unterschied ist vielleicht, dass die Gesamtsituation hier für die Betroffenen härter ist und die Arbeit von Lesvos Solidarity beispielhaft aufzeigt, wie internationale Solidarität sehr respektvoll und basisdemokratisch funktionieren kann. Aus diesem Grund wollen wir das Projekt unbedingt weiter unterstützen.

Insgesamt waren wir sehr beeindruckt davon, wie viel sich bei Lesvos Solidarity weiterentwickelt hat und versichern euch, dass eure Spenden gut angelegt sind. Herzlichen Dank allen, die das Projekt gefördert haben!

Spenden werden nach wie vor dringend gebraucht. Ganz persönlich haben wir es daran gemerkt, dass wir jeden Tag im Shop Wasser, das durch die Decke kam, aufwischen mussten – Leitungen und Konstruktionsteile des Hauses müssen dringend erneuert werden.

Ute wird im nächsten Jahr vom 15. März bis zum 15. Juni hier arbeiten und eine Studienzzeit haben. Wer über 23 Jahre alt ist und in der zweiten Hälfte dieser Zeit gerne eine Weile mitarbeiten möchte, kann mit ihr Kontakt aufnehmen. Ansonsten stehen wir für Fragen und Besuche in Gruppen (mit einer Power Point Präsentation) gerne zur Verfügung.

Obwohl wir in diesen Tagen oft das Gefühl hatten, uns in zwei einander widersprechenden Wirklichkeiten zwischen Strandidylle und Flüchtlingscamp zu bewegen, waren wir sehr dankbar – sowohl für die uns umgebende Schönheit der Natur als auch für die Schönheit des solidarischen Miteinanders, das wir hier erleben durften.

Mit herzlichen Grüßen, Gott segne euch, eure Ute Gniewoß und Nele Poldrack

Wer spenden möchte, kann dies im Kirchenkreis Berlin-Mitte auf diesem Konto tun:

Empfänger: Ev. KG Heilig Kreuz-Passion,

Evang. Bank e.G.,

IBAN: DE 37 5206 0410 0203 9955 77,

Bitte unbedingt angeben !: „Flüchtlingsprojekt Lesbos“;

Kontoauszüge bis 200,-€ werden vom Finanzamt als Spende anerkannt. Wer eine Spendenbescheinigung braucht, schreibe bitte in den Verwendungszweck auch seinen Namen und Adresse; Kontakt zu Ute Gniewoß: [u.gniewoss@heiligkreuzpassion.de](mailto:u.gniewoss@heiligkreuzpassion.de)



Efi Latsoudi mit Kindern aus Pikpa, Foto: U. Gniewoß

## 9. Literaturverzeichnis

- Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers, Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984, 4. Aufl., Berlin, Altenburg 1990
- Bibel, nach der Übersetzung Martin Luthers, Bibeltext in der revidierten Fassung von 2017, <https://www.die-bibel.de/bibeln/online-bibeln/lutherbibel-2017/bibeltext/>
- Brakelmann, Günter, „Abschied vom Unverbindlichen“ Gedanken eines Christen zum demokratischen Sozialismus, Gütersloh 1976.
- EKD, Stuttgarter Schulderklärung, Stuttgart, 1945, <https://www.ekd.de/Stuttgarter-Schulderklärung-11298.htm>
- EKD, Hrsg., „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“, Wort des Rates der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, 1997, [https://www.ekd.de/sozialwort\\_1997\\_hinfuehrung.html](https://www.ekd.de/sozialwort_1997_hinfuehrung.html)
- Gollwitzer, Helmut, „Befreiung zur Solidarität“ Einführung in die Evangelische Theologie, Kaiser-Verlag, München, 1984
- Jähnichen, Traugott, „Der Gemeinschaftsbegriff in der evangelischen Kirche und Theologie der Weimarer Zeit“ in: „Solidarität als Begriff der evangelischen Theologie und Sozialethik“, Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften, Bd 48, Münster, 2007
- Stephanie Klein, „Die Zeichen der Zeit“ Anmerkungen zu einem Ortswechsel theologischer Erkenntnis und diakonisch-pastoraler Praxis, in: Pastoraltheologische Informationen, Zeichen der Zeit, 34. Jahrgang, 2014
- Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Chur Brandenburgisches Edikt (Das Edikt von Potsdam), <https://www.potsdam.de/content/chur-brandenburgisches-edict-von-1685>
- Maier, Christl M., „Solidarität und Verantwortung“, Predigt über Mi 6,8, Universitätsgottesdienst am 19. Januar 2014, <https://www.uni-marburg.de/de/fb05/data/data-universitaetsgottesdienste/predigt140119.pdf>.
- Martin Niemöller, „Reden 1945–1954“, Darmstadt, 1958
- Shire, Warsan, „Home“, [https://www.care.org/sites/default/files/lesson\\_1\\_-\\_home-poem-by-warsan-shire.pdf](https://www.care.org/sites/default/files/lesson_1_-_home-poem-by-warsan-shire.pdf)
- Steffensky, Fulbert, Gewagter Glaube, Stuttgart 2012
- UNITED, List of Deaths, [unitedagainstrefugeedeaths.eu](http://unitedagainstrefugeedeaths.eu).

Der öfter genannte Fotograf Knut Bry kommt aus Norwegen und ist dort sehr bekannt. Er ist Rentner und verbringt ca. sieben Monate im Jahr im Camp, wo er gut gelaunt für alle kocht.